

28. Bautzen-Forum

11.–12. Mai 2017



28. Bautzen-Forum

Gefördert aus Mitteln der Erich-Brost-Schenkung
in der Friedrich-Ebert-Stiftung

In Zusammenarbeit mit
Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.



ISBN 978-3-95861-954-8

**FRIEDRICH
EBERT
STIFTUNG**

Landesbüro
Sachsen



Jung sein in der DDR

28. Bautzen-Forum
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Landesbüro Sachsen

11. und 12. Mai 2017

DOKUMENTATION

Gefördert aus Mitteln der Erich-Brost-Schenkung in der
Friedrich-Ebert-Stiftung

28. BAUTZEN-FORUM 11. UND 12. MAI 2017

EINLEITUNG	6
Matthias Eisel	
GRUSSWORTE	
Alexander Latotzky	9
Hanka Kliese	12
Alexander Ahrens	15
VORTRAG UND DISKUSSION	18
Jung sein in der DDR – Anpassung, Mitmachen, Widerstand Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk	
PODIUMSGESPRÄCH	39
Kontrollierte Kindheit und Jugend in der DDR Regina Schild, Elke Urban, Lutz Rathenow, Dr. Jens Schöne Gesprächsleitung: Michael Kraske	
BUCHVORSTELLUNG	71
„Das lässt einen nicht mehr los“ – Opfer politischer Gewalt erinnern sich Dr. Nancy Aris	
KONZERT	96
Stephan Krawczyk	
PODIUMSGESPRÄCH	100
Kirchliches Jugendleben als Freiraum in der DDR? Markus Meckel, Doris Liebermann, Christoph Wonneberger Gesprächsleitung: Stefan Nölke	

ZEITZEUGENPODIUM	126
Junge Leute im Konflikt mit dem SED-Staat Gotthold Schwerk, Stefan Risopp, Dorit Bause, Hans-Jürgen Meckert Gesprächsleitung: Bettina Röder	
ANDACHT	153
Referent_innen des 28. Bautzen-Forums	154
Bautzen-Foren im Überblick	156
Impressum	159

EINLEITUNG

Matthias Eisel

„Jung sein in der DDR“ lautete die Überschrift unseres 28. Bautzen-Forums im Mai 2017. Warum haben wir dieses Thema gewählt, warum war es uns so wichtig?

Zum einen, weil die Lebenswirklichkeit in einem Staat wie der DDR, in unfreien Gesellschaften und Diktaturen überhaupt, auch am Umgang mit seiner Jugend erfassbar wird. Weil Nachgeborene, die Jugendlichen von heute, vielleicht eher Interesse und Zugang zur realsozialistischen Welt ihrer Eltern und Großeltern finden, wenn sie ihre eigene Situation mit der von Jugendlichen im SED-Staat ins Verhältnis setzen können. Zudem sind viele unserer Teilnehmerinnen und Teilnehmer, Zeitzeugen und Podiumsgäste oftmals bereits in ihrer Jugend, in der Schule oder bei Ausbildung und Studium in Kollision mit der SED-Ideologie, mit entsprechenden Staatsorganen und dem Staatssicherheitsdienst geraten und wurden von diesen Erfahrungen entscheidend für ihr weiteres Denken und Handeln geprägt.

Um in der Schule und darüber hinaus voranzukommen, reichten gute Noten nicht unbedingt aus. Selbst das Elternhaus, wenn es akademisch oder christlich geprägt war (schlimmer noch beides zusammen), konnte zum Nachteil gereichen. Das Bekenntnis zum SED-Sozialismus wurde ohnehin immerzu eingefordert. Dafür konnten bereits Lippenbekenntnisse genügen. Deshalb gehörte zum eingeübten Alltagsverhalten für viele in der DDR, sich in der Schule oder im Betrieb halbwegs bedeckt zu halten und zu Hause oder mit Freunden offen zu reden. Wer diese Schizophrenie nicht aushielt, bekam unweigerlich Probleme.

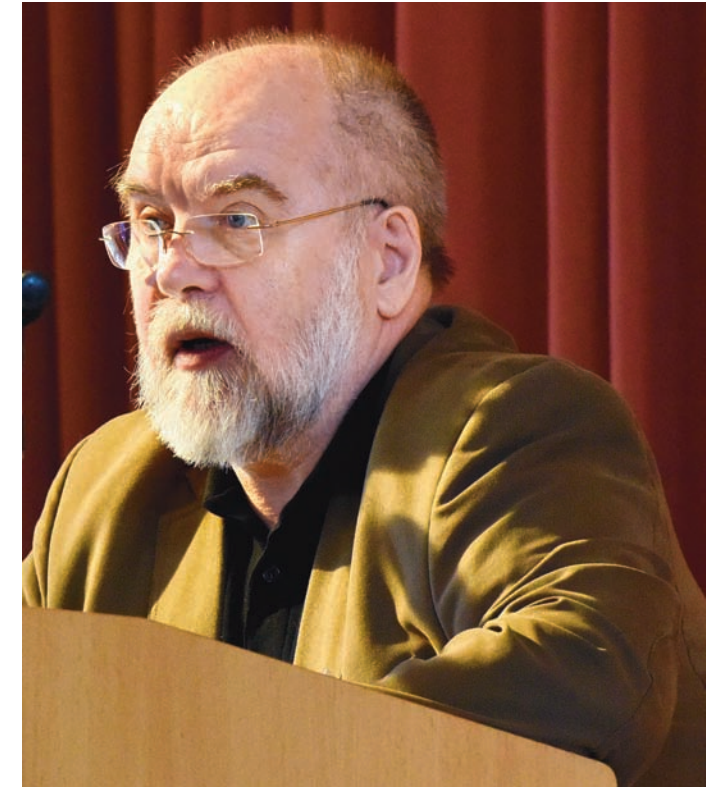
Diktatorische Regime setzen alles daran, ihre Kinder und Jugendlichen von Anfang an auf sich einzuschwören. Das hieß in der DDR beispielweise, sie wurden neben Schule, Lehre oder Studium frühzeitig auch in ihrem Freizeitverhalten gegängelt und auf Systemtauglichkeit eingeschätzt. Auf allen DDR-Ebenen wurde daran gearbeitet, gerade Jugendliche im Sinne der vorgegebenen marxistisch-leninistischen Staatsideologie zu erziehen. (Die SED nannte dies eine wissenschaftliche Weltanschauung.) Verantwortlich war dafür neben der Schule die SED-Jugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ), die zentrale und einzige erlaubte Jugendorganisation in der DDR samt der angehängten Pionierorganisation Ernst Thälmann für die Bis-14-Jährigen. Dies alles nach sowjetischem Vorbild, dem Komsomol, und unter der Losung: „Für Frieden und Sozialismus: Seid bereit! – Immer bereit!“



Die kirchlichen Jungen Gemeinden und ihre Mitglieder gehörten definitiv nicht zur gewünschten Jugendbildung in der DDR. Sie wurden je nach Großwetterlage von der SED bestenfalls geduldet, sowieso beobachtet, oftmals angefeindet und offen angegriffen. Dennoch behauptete sich die Jugendarbeit in den Kirchengemeinden der DDR einen größtmöglichen Freiraum und bot Jugendlichen ein Experimentierfeld und ein Stück Heimat außerhalb der mehr oder weniger empfundenen Enge. Zur Wahrheit gehört natürlich auch, dass es einen nennenswerten Teil von DDR-Jugendlichen und der Bevölkerung gab, der sich damals (oder auch bis heute) dem System verbunden fühlte. Die SED und ihre Blockparteien, von der CDU bis zu den Liberaldemokraten, hatten Ende der 1980er Jahre sagenhafte 2,8 Millionen Mitglieder. Viele dieser Mitglieder waren oftmals aus Opportunismus und Karrieregründen statt eigener Überzeugungen diesen DDR-Staatsparteien beigetreten und verließen sie geradezu massenhaft im Zuge des politischen Umbruchs und des daraus resultierenden Machtverlusts. So traten von den ehemals 2,3 Millionen SED-Mitgliedern

1989/90 rund 95 (!) Prozent aus ihrer Partei aus bzw. traten der legitimen Nachfolgepartei SED-PDS nicht bei.

Unter vollständig anderen gesellschaftspolitischen Vorzeichen, in unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, sehen wir heute, wie wichtig es für die Zukunft unseres Landes ist, junge Menschen frühzeitig für die Werte unseres demokratischen Zusammenlebens zu gewinnen und sie gegen die Versuchungen politischer Heilsversprechen von demokratiefeindlichen Bewegungen und Parteien zu stärken. Dies kann allerdings nur mit guten Argumenten, umfassender Bildung, mit selbst erfahrener Gerechtigkeit und Solidarität und natürlich im Wissen um die deutsche und europäische Geschichte gelingen. Dazu kann die Beschäftigung mit den beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts, dem Nationalsozialismus und dem DDR-Realsozialismus, einen wertvollen Beitrag leisten.



GRUSSWORT

Alexander Latotzky

Liebe Kameradinnen und Kameraden, sehr geehrte Frau Kliese, sehr geehrter Herr Ahrens, lieber Matthias Eisel, lieber Lutz Rathenow, sehr geehrte Anwesende, ich freue mich, dass Sie wieder so zahlreich zum nunmehr 28. Bautzen-Forum erschienen sind, und wünsche uns allen zwei gewinnbringende Tage. Das Bautzen-Forum ist – nicht nur für mich – die älteste und beständigste Veranstaltung, die sich

mit der Stadt und ihren Gefängnissen beschäftigt. Lassen Sie mich darum einen, der von Anfang an schon mit dabei war, ganz besonders begrüßen. Es ist der ehemalige OB der Stadt Christian Schramm und ich darf Ihnen auch gleich verraten, Christian Schramm ist gestern zum stellvertretenden Vorsitzenden des Bautzen-Komitees gewählt worden. Herzlichen Glückwunsch, Christian, und herzlich willkommen.

Ich begrüße auch die Vertreter der Landesbeauftragten aus den nun doch nicht mehr so neuen Bundesländern, die heute zu uns gekommen sind.

Seit vielen Jahren mit dem Bautzen-Forum verbunden ist auch die Gedenkstätte Bautzen. Hier finden daher seit vielen Jahren während des Forums auch Veranstaltungen statt, bei denen die Besucher die Gelegenheit haben, sich an einem authentischen Ort über das Unrecht zu informieren, das hier stattgefunden hat. In diesem Jahr, Sie werden es vielleicht schon bemerkt haben, ist das nicht mehr der Fall. Das ist mehr als bedauerlich, wobei nach eigenen Aussagen weder die Gedenkstätte noch die Friedrich-Ebert-Stiftung schuld daran sind. Wenn ich jetzt aber auch noch höre, dass es den meisten Mitarbeitern der Gedenkstätte untersagt ist, während ihrer Arbeitszeit an unserer Gedenkveranstaltung auf dem Gräberfeld auf dem Karnickelberg am Vorabend des Bautzen-Forums teilzunehmen, dann kann ich nur noch mit den Worten einer uns allen bekannten Frau antworten: „Das geht gar nicht!“

Ich will jetzt gar nicht weiter darauf eingehen, wer die Schuld daran trägt. Ich möchte aber alle Verantwortlichen darum bitten, dafür Sorge zu tragen, dass sich das im nächsten Jahr nicht wiederholt. Die Gedenkstätte ist für uns ehemalige Häftlinge ein wichtiger Ort. Es ist der Ort, an dem sich Besucher am ausführlichsten über die damals herrschenden unmenschlichen Bedingungen in beiden Haftanstalten informieren können.

Das diesjährige Motto des Forums lautet „Jung sein in der DDR“. 28 Jahre nach dem Ende der DDR-Diktatur ist das besonders für junge Menschen ein sicher interessanter Aspekt. Mehr als eine Generation ist inzwischen ohne DDR-Erfahrung herangewachsen und die Erinnerung an das, was damals war, verblasst und verklärt sich immer mehr. Bald werden es nur noch die damals jungen Menschen sein, die davon berichten können.

So ist es auch bei den frühen Opfern der kommunistischen Diktatur, bei unseren Mitgliedern. Wer von ihnen wird in einigen Jahren noch hier sein und sagen können: „Ich war dabei, ich habe es erlebt“? Wir vielleicht noch, die wir in den Lagern und Gefängnissen geboren wurden und aufwuchsen. Aber unsere Erinnerung ist bruchstückhaft und basiert oft nur auf dem, was uns unsere Mütter und deren Kameraden berichtet haben. Was nach uns dann noch bleibt, sind Bücher und Filme,

ist die Zeugnis- und Erinnerungsliteratur. Heute Nachmittag werden wir, dank der hervorragenden Arbeit von Frau Nancy Aris, einiges davon zu hören bekommen.

Nutzen Sie darum die Gelegenheit und hören dem zu, was die wenigen noch lebenden Zeitzeugen von damals erzählen. Sprechen wir sie hier vor Ort an, denn lange haben wir dazu keine Gelegenheit mehr.

Ich könnte Ihnen jetzt noch vieles über die Situation der ehemaligen Häftlinge erzählen, über die in meinen Augen nicht immer glücklich verlaufende Aufarbeitung und Anerkennung der Opfer. Dieses Jahr hat wieder viele Erinnerungstage und so könnte ich auch an die „Ruhmreiche Oktoberrevolution“ erinnern, die sich vor genau 100 Jahren ereignet hat und mit der der kommunistische Terror weltweit begann. Aber das überlasse ich besser jenen ewig Gestrigen, die diese Revolution noch immer für den Kampf um die beste aller Welten halten und die zum Glück immer weniger werden.

Das hier soll eine Begrüßungsrede sein und so wünsche ich dem 28. Bautzen-Forum jetzt einfach viel Erfolg und uns allen zwei interessante Tage hier in Bautzen.



GRUSSWORT

Hanka Kliese

Jung sein in der DDR – ein gutes Thema, dachte ich, da bin ich sogar auch mal ein bisschen Zeitzeugin. Es war der Sommer 1989 – ich ging damals in die dritte Klasse der Polytechnischen Oberschule Maxim Gorki in Karl-Marx-Stadt.

Am ersten Tag nach den Sommerferien war ich stets sehr aufgeregt. Diesmal war vieles anders: Meine Klasse war nicht vollzählig zum Appell angetreten. Einige Kinder waren nicht da. Krank, hieß es. Doch eine Lehrerin wies uns nach der Schule an, an den Häusern der Fehlenden vorbeizugehen und zu schauen, ob ihre Gardinen noch hängen. Ein Mädchen, das fehlte, hatte einen ungarischen Vater. Sie fuhren jedes Jahr im Sommer nach Ungarn. Bei ihr hingen keine Gardinen mehr, auch nicht bei Anne, deren Vater bereits im Westen war und die ohnehin in der Schule oft negativ durch westliche Kleidung, Schulranzen und Süßigkeiten aufgefallen war.

Was in den folgenden Monaten und Jahren geschah, sorgte dafür, dass ich meine Jugend nicht in einer Diktatur erleben musste. Erfahrungen, die viele von Ihnen hier machten, blieben mir erspart. Ich konnte Abitur machen, mein Studium frei wählen und mich freiwillig politisch engagieren. Natürlich stellt mich das oft vor die Frage: Was wäre aus mir in der DDR geworden? Kindergärtnerin wollte ich gern werden, doch was ich aus den Kindergärten der DDR kenne, lässt mir das rückblickend weniger erstrebenswert erscheinen. Wäre ich eines Tages in der Schule angeeckt? Hätte ich es hingenommen, dass meine Mitschülerin, die in die Christenlehre ging, ausgegrenzt wird? Kurzum: Wäre ich mit dem Strom geschwommen oder dagegen? Viele Faktoren in meiner Sozialisation weisen darauf hin, dass ich zunächst nicht negativ aufgefallen wäre. „Hanka beteiligte sich aktiv am Pionierleben“, steht in meinem Zeugnis. Ich kann mich entsinnen, dass ich gerne Pionier geworden bin, denn meine Schwester trug auch bereits das blaue Halstuch, und was meine große Schwester trug, erschien mir grundsätzlich erstrebenswert.

Darf jemand mit meiner Biografie überhaupt bewerten, was damals falsch gemacht worden ist? Menschen meines Jahrgangs und Westdeutschen wird das sehr oft abgesprochen. Das finde ich interessant. Denn wir sprechen es niemandem ab, die Christenverfolgungen, den Genozid an den Armeniern oder Pogrome im Mittelalter negativ zu bewerten, obschon da doch auch keiner der heute Diskutierenden dabei war.

Zur Bewertung dessen, was in der DDR geschehen ist, zählen aus meiner Sicht menschenrechtliche Maßstäbe, und die sind universell. Hier hat das SED-Regime schwere Schuld auf sich geladen. Eine Schuld, die mich besonders bewegt, ist jene, die durch den Umgang mit politischen Häftlingen verursacht wurde.

„Würden Sie geschlagen?“, fragte ein Reporter aus dem Westen die Häftlinge in Bautzen II. „Nein“, antworteten die Häftlinge. Eine passende Antwort wäre auch gewesen: „Nein, schlimmer noch.“ Die Methoden der weißen Folter waren so grausam, wie sie der Journalist Karl Wilhelm Fricke sehr eindrücklich beschrieb. In seiner Isolationshaft in Bautzen II hatte er kaum Licht, deshalb nannte er die Zelle seine Gruft. „Ich fühlte mich wie lebendig begraben.“ Das ist ein Satz, der einem schwer aus dem Kopf geht. Oder wie Nancy Aris passend titelt: „Das lässt einen nicht mehr los.“

Auch beim 28. Bautzen-Forum gibt es für uns neue Entwicklungen, auf die wir achten müssen: Ich sehe hier drei zentrale Herausforderungen:

Erstens: Durch die aktuelle Unzufriedenheit mit unserem politischen System erscheint die DDR manch einem, der dort unbehelligt lebte, in einem positiveren Licht, als das noch Anfang der 1990er Jahre der Fall war. Diese Tendenz zur Verklä-

rung ist menschlich und nicht deshalb gefährlich, weil das aktuelle System keine Kritik verträgt, sondern weil der Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur auf gefährliche Weise verwässert wird.

Herausforderung zwei: Meinungsfreiheit als solche kennen und achten. Immer häufiger werden Stimmen laut, wir hätten keine tatsächliche Meinungsfreiheit. Heute könne man schließlich auch nicht mehr sagen, was man wolle, dann kommt gleich Heiko Maaß und will einen verklagen. Hier müssen wir genauer hinschauen, welche Äußerungen, die bisher juristisch belangt wurden, getätigt wurden: Hier reicht die Bandbreite von „Knallt die Sau ab“ als Aufruf zum Mord an einem Politiker bis zu „Lasst sie doch alle ersaufen“ zu Geflüchteten im Mittelmeer. Dass sich solche Äußerungen verbieten, hat nichts mit übertriebener political correctness zu tun. Gerade weil der Kampf um die Meinungsfreiheit so hart war, sollte sie unter ethischen Grundregeln bewahrt und nicht missbraucht werden.

Die dritte und letzte Herausforderung sehe ich darin, das Bewusstsein für die Sensibilität der Opfer abseits ideologischer Debatten aus humanistischen Gründen zu stärken. Ich vermisse dieses Bewusstsein, etwa wenn die Berliner Koalition sich auf eine Person wie Andrej Holm als Staatssekretär einigt. Ich kenne Herrn Holm nicht und möglicherweise ist er sogar kompetent, aber darum geht es doch nicht allein. Es geht auch darum, welches Signal mit einer solchen Besetzung nach außen gelangt. Ich finde es respektlos und unsensibel gegenüber den Opferverbänden. Dass Holm zurückgepfiffen wurde, macht es nicht besser, damit wird er gleichsam zu einem sozialistischen Märtyrer stilisiert. Und die LINKE hat schon ihren nächsten Coup vorbereitet und ihn als Sachverständigen zu einer Anhörung in den Senat eingeladen. In diesem Kontext sei meinen sozialdemokratischen Kollegen in Berlin dann doch die Lektüre von Karl Marx empfohlen, der einmal sagte: „In der Politik darf man sich, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, mit dem Teufel selbst verbünden – nur muss man die Gewissheit haben, dass man den Teufel betrügt und nicht umgekehrt.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir haben heute und morgen noch ein großes, sehr schönes Programm vor uns, auf dass ich mich sehr freue. Daher möchte ich zum Schluss kommen.

Jung sein in der DDR hieß jung sein in Unfreiheit. Verdienst Ihres Engagements ist es, dass jung sein heute in Freiheit stattfinden kann. Dafür und auch für die vielen wichtigen Impulse, die ich durch Sie als Zeitzeugen erhalte, danke ich Ihnen.



GRUSSWORT

Alexander Ahrens

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Bautzen-Forums, liebe Gäste, auch von mir ein herzliches Willkommen hier in Bautzen.

Selbstverständlich werde ich auch weiterhin die Arbeit des Bautzen-Komitees unterstützen. Berichte, wie ich Sie eben von Matthias Eisel gehört habe, dringen auch manchmal an mein Ohr und machen mich nachdenklich. Ich denke, es geht nicht um eine Schuldfrage, sondern darum, einen gemeinsamen Weg zu finden. Schließlich ist die Gedenkstätte die von Touristen meistbesuchte Einrichtung der Stadt Bautzen, wenn man mal den Saurierpark Kleinwelka ausklammert. Wenn man diese „Hauptsehenswürdigkeit“ der Stadt sieht, stimmt mich die angesprochene Si-

tuation doch sehr nachdenklich. Ich werde sicher in dieser Richtung das eine oder andere Gespräch führen.

Ende September 2017 wird die Ostdeutsche Oberbürgermeisterkonferenz in Bautzen stattfinden. Ich habe vor, den traditionellen Stadtrundgang, den jede Stadt anbietet, die diese Veranstaltung ausrichtet, mit einer Führung durch die Gedenkstätte enden zu lassen. Allerdings habe ich auch die Idee, dass wir das traditionelle Abendessen, das sonst immer in den festlichsten Räumen der jeweiligen Stadt gereicht wird, im alten Speisesaal von Bautzen II abzuhalten. Ich denke, das wäre ein Rahmen, der den düsteren Eindruck, den dieses Gebäude dankenswerterweise heute immer noch vermittelt, nachhaltig in die Köpfe der Amtskollegen transportieren kann. Damit das möglich ist, werde ich zeitnah auf Siegfried Reiprich zugehen.

„Jung sein in der DDR“ ist das Thema dieser Veranstaltung. Auch ich kenne eine Reihe von Zeitzeugen, auf die zutrifft, was Hanka Kliese eben beschrieben hat. Ich kann mich an eine junge Kollegin in Berlin erinnern, die mir erzählte, dass sie als Mädchen ganz enttäuscht war, als sie 1989 plötzlich nicht mehr die Perspektive hatte, nach dem blauen Halstuch auch noch das rote zu bekommen, das ihre große Schwester schon trug. Auch sie sagte, sie habe gar nicht gewusst, worum es da im Eigentlichen ging. Meine Frau ist ein ähnlicher Jahrgang wie Hanka Kliese. Sie erzählt manchmal, wie sie sich immer über den 1. Mai freute, weil sie an diesem Tag frei hatte. Ihr Vater verbot seinen Kindern regelrecht, zu den Veranstaltungen der Schule zu gehen. Sie wusste auch genau, dass dies mit einer Standpauke am nächsten Tag verbunden war, weil sie und ihre Geschwister nicht teilnahmen. Aber zum Glück habe ihr Vater ihr genügend Rückgrat vermittelt, diese Standpauke billigend in Kauf zu nehmen und sich viel mehr über den freien Tag zu freuen. Auch sie sagt allerdings, dass sie die Dimension dahinter als junges Mädchen noch nicht verstand, weil in ihrem Elternhaus nicht über Politik geredet wurde. Da fiel höchstens mal der Satz: „Lasst mich mit diesen Scheiß-Kommunisten in Ruhe.“ Das war in einem sehr dörflichen Umfeld, in dem damals jeder vor meinem Schwiegervater großen Respekt hatte. Er ist riesengroß, 2,03 Meter, und jähzornig. Das hat sicher geholfen, dass man ihn weitgehend in Ruhe ließ. In einer Stadt wäre das sicher nicht so einfach und konfliktfrei verlaufen.

Vor dem Hintergrund dieses sehr spannenden Themas bedaure ich, dass ich mal wieder aus terminlichen Gründen an der eigentlichen Veranstaltung nicht teilnehmen kann. Aber ich freue mich jedes Mal darüber, wie viele an dem Thema noch interessiert sind und dass es wissenschaftlich fundiert untersetzt wird. Deshalb an dieser Stelle mein Dank an die Friedrich-Ebert-Stiftung, aber natürlich auch an Silke Klewin und ihr Team von der Gedenkstätte, die wirklich ein Aushängeschild für

die Stadt Bautzen sind. Es sind nicht einfach nur irgendwelche Mitarbeiter, sondern über das Engagement, das da an den Tag gelegt wird, können wir glücklich sein. Und stolz darauf, dass es hier in Bautzen trotz der Grabenkämpfe so geleistet wird, von denen wir gelegentlich hören. Ich hoffe, dass sich dafür eine Lösung findet. Ich werde versuchen, mich daran zu beteiligen, um einen Modus Vivendi zu finden, der mehr Raum für das bietet, was das Team der Gedenkstätte an Gutem leistet.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen zwei sehr schöne und spannende Tage in Bautzen. Viel Erfolg für das 28. Bautzen-Forum.



VORTRAG UND DISKUSSION

Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk

Jung sein in der DDR – Anpassung, Mitmachen, Widerstand

Als die Kommunisten nach der Befreiung vom Nationalsozialismus 1945 begannen, Staat und Gesellschaft nach ihren Vorstellungen aufzubauen und umzuformen, standen sie vor Problemen, die unlösbar erschienen: Wie sollte eine neue Gesellschaft geformt, ein neuer Staat errichtet werden, der die Garantie bot, nie wieder Krieg und Faschismus zu ermöglichen, und der zugleich von jenen aufgebaut und getragen werden sollte, die noch bis in den Untergang hinein treu und bereit bis in den Tod ergeben das nationalsozialistische Deutschland vergebens zu verteidigen suchten? Und das galt für alle Bevölkerungsgruppen, nicht zuletzt für die jungen Menschen. Dies stellte die Kommunisten vor eine besondere Herausforderung, denn es kam gerade auf die Jungen und Jüngeren an, sollte ihr Projekt einer neuen Gesellschaft gelingen.

Noch äußerten sie öffentlich nicht, was sie für einen Staat und was für eine Gesellschaft sie anstrebten. Aber die Gruppe um den einflussreichsten deutschen Kommunisten, Walter Ulbricht, hegte keinen Augenblick Zweifel daran, dass sie ein an der Sowjetunion orientiertes System aufbauen würde. Dies wurde nur in den ersten Jahren aus taktischen Gründen verschleiert. Was am Vorabend der DDR-Gründung Anfang Oktober 1949 Gerhart Eisler, ein aus der US-Emigration zurückgekehrter Kommunist, im SED-Führungszirkel aussprach, könnte auch ein Zitat aus dem Jahr 1945 sein. Er sagte: „Denn als Marxisten müssen wir wissen: Wenn wir eine Regierung gründen, geben wir sie niemals wieder auf, weder durch Wahlen noch andere Methoden.“ Walter Ulbricht sekundierte mit dem Zwischenruf: „Das haben einige noch nicht verstanden!“

Die neuen Machthaber verfolgten von Anfang an im Auftrag der sowjetischen Besatzungsmacht die Doppelstrategie von „Zuckerbrot und Peitsche“. Zum einen versuchten sie, großzügige Integrationsangebote zu unterbreiten, um das Mitmachen zu motivieren. Die Boden- oder Bildungsreform wären hier zwei zentrale Beispiele. Zum anderen schwingen sie die „Peitsche“ und verfolgten gerade in den Jahren bis zum Mauerbau Abweichler und Opponenten scharf und rücksichtslos. Charakteristisch dabei war durchaus, dass sowohl der Widerstand gegen das kommunistische Regime zwischen 1945 und 1961 als auch die Opposition gegen die SED-Diktatur zwischen 1961 und 1989 oftmals von jungen Leuten getragen wurde.

Schaut man sich die Proteste vom 17. Juni 1953, von 1956, gegen den Mauerbau 1961, gegen die Invasion in der ČSSR 1968, gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 oder auch die massenhafte Ausreise- und Fluchtbewegung an, so stellt man fest, dass es vor allem junge Leute zwischen 16 und 25 Jahren waren, die sich öffentlich wehrten, die protestierten und die dafür vom Staat verfolgt und bestraft wurden.

Ganz oft wird Widerstand und Protest von jungen Leuten getragen – nicht nur in der Geschichte, auch in der Gegenwart. Das lässt sich nicht einfach erklären, aber sie können radikaler sein, weil sie energischer um ihre Zukunft kämpfen können, da ihnen ihre eigene Vergangenheit diese noch nicht verbaut hat, weil sie noch nicht gebrochen sind, weil ihr Gerechtigkeitsinn ausgeprägter ist und weil sie auch idealistischer sein können. Vielen Menschen steht irgendwann ihre eigene Vergangenheit in Diktaturen im Wege. Denn Diktaturen haben die unangenehme Eigenschaft, weder vergeben noch vergessen zu können.

Sie werden im Laufe der nächsten zwei Tage viele Aspekte über „Jung sein in der DDR“ zu hören bekommen und darüber diskutieren können. Ich kann in meinem Einführungsreferat unmöglich alle Aspekte des Themas auch nur berühren. Ich

selbst bin 1967 in Ost-Berlin geboren worden und habe bis zum Mauerdurchbruch im November 1989 dort gelebt, also meine gesamte Kindheit, Jugend und die ersten Jahre als junger Erwachsener. In einem systemkonformen und systemmitragenden Elternhaus aufgewachsen und ideologisch so erzogen, habe ich mit 13, 14, 15 Jahren erfahren müssen, wie es sich anfühlt, wenn man sich gegen den Vater und damit gegen den Staat stellt, andere, dem Staat nicht genehme Entscheidungen trifft und so buchstäblich über Nacht vom hoffnungsvollen Jugendlichen mit blendenden Zukunftsaussichten zu einem politisch-ideologisch abgestempelten Vagabunden wird, der keine Vergangenheit mehr hat und demzufolge im Kommunismus auch keine Zukunft mehr. Ich war 15 Jahre alt und chancenlos, dachte und fühlte ich.

Sie werden heute viele solcher Geschichte hören und die meisten werden betuern, dass sie dennoch eine lustige Jugend, ein tolles „Jungsein“ in der DDR hatten – ich erinnere mich auch solcher Seiten, aber insgesamt erlebte ich das Jahr 1989 als eine echte Befreiung und Selbstbefreiung, die mir endlich nicht nur Freiheit, sondern wirklichen Spaß, wirkliche Freude, wirkliche Lustigkeit in meinem Leben bescherten. Zuvor gab es das auch, wie gesagt, aber längst nicht in dem Maße, wie es junge Leute immer und überall verdient haben.

Und da Sie viel über Widerstand, Opposition und Selbstbehauptung erfahren werden, möchte ich gleich am Anfang auf etwas hinweisen: der Anfang und das Ende der DDR hatten unter anderem eine Gemeinsamkeit – einen Fackelzug Zehntausender junger Menschen, von FDJlern, jeweils Anfang Oktober. Sie zogen vorbei an älteren und alten Männern. Jeweils war Erich Honecker dabei – 1949 galt er als hoffnungsvolle Nachwuchskraft, 1989 stand er als alter Mann für das abgewirtschaftete System.

Doch nicht Honecker gilt meine Aufmerksamkeit, sondern einem anderen Umstand. Wenn heute über Jungsein in der DDR berichtet und gesprochen wird, hat man meist das Gefühl, bis auf einige wenige Ausnahmen waren alle irgendwie immer dagegen. Es gibt mittlerweile ungefähr genauso viele Bücher über Punks in der DDR wie es Punks in der DDR zahlenmäßig gab. Alle scheinen Beatniks, Rock 'n' Roller, Hippies, Aussteiger, Blueser, Trumper oder Punks gewesen zu sein. Die Realität sah anders aus. Es gab sie immer, die jungen Leute, die dagegen waren. Aber es waren kleine Randgruppen.

Die Masse machte mit, marschierte mit, opponierte nicht. Nicht in den Kirchen sammelte sich die Jugend, sondern unter der blauen Fahne der FDJ. Es mögen viele missmutig dabei gewesen sein, aber die meisten waren dabei. Und nicht viele habe 1950 oder 1980 gern mitgemacht, haben versucht, ihre Zukunft zu gestalten. In Diktaturen gibt es immer nur eine kleine Minderheit, die aufbegehrt. Und zwar

nicht, weil die Masse nur zu feige oder zu träge wäre, nein, die Mehrheit passt sich an, weil sie gar nicht auf die Idee kommt, eine Alternative zu suchen. Diese Anpassung ist in der Diktatur das, was die Herrschenden benötigen: Denn der Grat zwischen passiver Anpassung und aktiver Unterstützung ist sehr, sehr schmal und für die meisten weder damals noch heute im Rückblick unterscheidbar.

Ich werde im Folgenden zwei Aspekte des Themas etwas näher beleuchten. Zuerst betrachte ich, wie die SED-Spitze sich einen idealen linientreuen jungen Menschen vorstellte bzw. wie überzeugte junge Menschen glaubten, was die SED-Führung von ihnen erwartete. Und in einem zweiten Schritt gehe ich darauf ein, wie sich in den 1980er Jahren öffentlich zeigte, dass immer größere Teile der jüngeren Leute nicht mehr gewillt waren, im Gleichschritt mitzumarschieren.

Zunächst jedoch zu dem ersten Punkt. Die SED-Führung gab unentwegt Programme, Moralvorgaben und Verhaltensmaßregeln vor, wie ihrer Meinung nach junge Leute dem Sozialismus dienen sollten. Dabei harmonierte vieles durchaus mit dem Durchschnittsgeschmack, zum Beispiel, wenn es um Kleidung oder Frisuren ging. Auch im Westen sind in den 1950er und 1960er Jahren Jungen und junge Männer vielfach gepiesackt worden, wenn sie zum Beispiel lange Haare trugen. Selbst zwangsweises Haarschneiden ist im Westen wie im Osten vorgekommen. Hier und in vielen anderen Geschmacksfragen trafen sich kulturelle und mentale Grenzen in Ost und West über Grenzen hinweg. Doch anders als im Westen gab es in der DDR stets Regelvorstellungen der Herrschenden, die derart allumfassend waren, dass praktisch niemand in die Lage versetzt wurde, sie alle erfüllen zu können. Der alte Spruch „Von der Wiege bis zur Bahre“, der in der DDR häufig mit kritischem Unterton zu hören war, bekam einen neuen Sinn.

Lassen Sie mich zur Illustrierung ein Dokument zitieren. Es handelt sich dabei um eine „Selbsteinschätzung“, die ein junger Mann mit 23 Jahren im Oktober 1973 schrieb. Er studierte Geschichte, hatte drei Jahre in der Armee gedient, war SED-Mitglied und mit Parteifunktionen betraut, entstammte einem kommunistischen Elternhaus, das aktiv gegen die Nationalsozialisten Widerstand geleistet hatte, und er führte intensive Gespräche mit dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS), dem er bereitwillig Auskunft gab. Ganz typisch war er bereits verheiratet und Vater eines kleinen Sohnes. Die „Selbsteinschätzung“, die er abgab, liest sich, als würde hier jemand die SED-Vorgaben parodieren und überzeichnen. Tatsächlich aber finden sich mehrere Dokumente dieses damals jungen Mannes, die aufzeigen, dass er es ernst meinte. Aber hier soll uns nicht der Autor interessieren. Denn dieser Text ist interessant, weil er auf eine ziemlich prägnante, wenn auch kuriose Art zeigt, wie sich die SED-Spitze ihre sozialistischen Musterschüler vorstellte. Hören Sie selbst:

„Ich bin weder eine Ausnahmerecheinung noch ein sogenannter ‚Mittschwimmer‘ ohne festen Standpunkt und ohne feste Prinzipien. Ich bin vielleicht ein typisches Beispiel für unsere heutige sozialistische Jugend, mit einem ausgeprägten Klassenbewusstsein; echter Liebe zu unserem Staat, uneingeschränkter Sympathie für die Staaten der sozialistischen Staategemeinschaft, insbesondere die Völker der Sowjetunion, für den Kampf um soziale und nationale Befreiung auf der ganzen Welt mit einem auch gefühlsmäßig sehr ausgeprägten Hass gegen den Imperialismus und seine Handlanger und Helfershelfer besonders innerhalb der Arbeiterbewegung selbst; selbstbewusst und stolz auf unsere Erfolge auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens; aber auch niemals mit allem zufrieden; gewillt, an mir selbst ständig zu arbeiten und meine ganze Kraft für unsere Sache einzusetzen mit dem entsprechenden jugendlichen Enthusiasmus und sachlichen Optimismus. Das findet trotz aller meiner Widersprüche seinen Niederschlag in meinen Charaktereigenschaften, Fähigkeiten und Neigungen.“

Nachdem er sich zunächst so allgemein eingeführt hat, legt er anschließend in neun konkreten Punkten dar, wie er sich selbst sieht, wie er glaubt, dass die SED einen jungen Kommunisten gern sehen möchte. Zum Beispiel führt er aus:

„Im fachlichen Studium erreiche ich gute bis sehr gute Ergebnisse. Ich kann logisch-historisch und dialektisch, abstrakt und konkret denken. Meine schriftlichen Arbeiten sind wissenschaftlich-logisch aufgebaut, auch wenn ich des Öfteren Aspekte übersehe. [...] Die Aneignung von Fakten hat sich in der Praxis schon gebessert, stößt aber immer noch auf eine gewisse innere Abneigung. Ihre Überwindung ist bei mir immer noch stark abhängig von der jeweiligen Stimmung, woraus folgt, dass ich sehr oft noch nicht hart genug gegen mich selbst bin und mir auch selbst etwas vormache. Ziemlich oft lebe ich noch in dem Stil – mal sehen, was kommt; es wird schon „schiefgehen“, obwohl ich weiß, dass ein solches Verhalten mir und anderen nur schaden kann. [...] In der Argumentationsfähigkeit fühle ich mich entsprechend vorhandener Kenntnisse stark. Dabei kann ich auch ziemlich schnell entscheiden, in welcher Situation ich wie reagieren muss, ob ich sachlich argumentieren, emotional überzeugen oder mein Gegenüber lächerlich machen muss. [...] In der Argumentation, besonders der ideologischen Überzeugungsarbeit, kommt mir meine Menschenkenntnis zugute. Diese habe ich mir insbesondere in der Armee und in der jahrelangen gesellschaftlichen Arbeit erworben. Die Tätigkeit



als militärischer Ausbilder gab mir sowohl in pädagogischer, aber vor allem in Hinsicht der Erlangung von Menschenkenntnissen viel auf den Weg [...] In der gesellschaftlichen Arbeit lege ich besonderen Wert auf die ideologische Seite. Dabei gehe ich klassenmäßig, prinzipienfest und verständnisvoll vor. [...] Es gelingt mir zwar zusehends besser, begonnene Sachen bis zu Ende zu führen, allerdings findet gerade ideologische Arbeit nie ein Ende und so kam es vor, dass ich mich auf Lorbeeren ausgeruht hatte und somit gewonnenes Terrain zum Teil wieder verloren habe.“

Dass die SED das gesamte Leben zu beanspruchen suchte, kommt in den letzten Abschnitten zum Ausdruck, aus denen ich abschließend einige Passagen zitiere:

„Am deutlichsten tritt die mangelnde Härte gegen mich selbst im Eheleben zutage, wo man Tag für Tag mit dem gleichen Menschen zusammen ist und Abstimmung der Arbeit und gegenseitiges Vertrauen notwendige Grundlage bilden müssen. Die innere Bequemlichkeit muss folgerichtig zu kleinen Reibereien mit meiner Ehefrau führen. [...] Ich versuche nicht, mich zu rechtfertigen, wenn ich im Unrecht bin, und das ist meistens so. [...] Im

Übrigen verläuft die Ehe erstaunlich harmonisch. Dabei bilden auch meine Hilfsbereitschaft und die Erkenntnis, dass auch das Familienleben wichtige Parteiarbeit ist und deshalb im richtigen Verhältnis zu Studium und gesellschaftlicher Arbeit stehen muss, sowie die prinzipienfeste und verständnisvolle Erziehung des Kindes auch von meiner Seite ihren nicht unbedeutenden Anteil daran. So gelingt es mir meistens, ausgleichend und als ruhender Pol auf den sensiblen und manchmal überarbeiteten, überspannten und gereizten Zustand meiner Frau zu wirken. Das kostet natürlich auch Nerven und Zeit, die sonst für fachliche und gesellschaftliche Arbeit eingeplant war. Was die Erziehungsmethoden unserem Kind gegenüber betrifft, vermeide ich möglichst das Schlagen des Kindes, bin aber kein Gegner des Schlagens als Erziehungsmethode, da es manchmal ohne das wirklich nicht geht. [...] Ich halte meinen Körper rein, habe ungerne verschwitzte Kleidung an, bin gesundheitlich gut in Schuss, wenn man von meiner Rückenverkrümmung absieht [...] In der Hauswirtschaft halte ich Ordnung [...] Meine Interessen sind vielseitig, und ich habe wohl zu viele Hobbys, die deshalb fast alle zu kurz kommen müssen. Das trifft zu auf den Sport, insbesondere Volleyball, Leichtathletik, Fußball, die Philatelie, das Sammeln von Zigarettenschachteln, das Tanzen, Karten-, Würfel- und andere Spiele, Kino, Theater und auf die Musik. Musikalisch bin auch sehr vielseitig interessiert, so für Konzerte klassischer Musik, Schlager, Chansons, Beat- und Pop-Musik, kabarettistische Songs, politische Lieder und Protestsongs oder Arbeiterkampflieder und russische Volksmusik. [...] Die einzigen Hobbies, die nicht zu kurz kommen, sind wissenschaftlich-politisches Diskutieren und die Beschäftigung mit der internationalen Politik. Insbesondere das Verfolgen der Veränderung des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten des Sozialismus und des sozialen Fortschritts in den Kolonien, Entwicklungsländern, Lateinamerika und den entwickelten kapitalistischen Staaten.“

Es gibt keine Untersuchungen darüber, wie viele junge Menschen in der DDR einem solchen Bild, wie es dieser junge Familienvater 1973 von sich entwarf, entsprochen haben könnten, wie viele diesem Bild gern entsprochen hätten oder wie viele die SED mit diesem Bild übereinstimmend eingeschätzt hätte. Die Mehrheit war das natürlich nicht. Die Bilder junger Menschen in der DDR entwarf offiziell die FDJ. Das hatte einen Haken, denn deren hauptamtliche Funktionäre, viele Tausende, galten gemeinhin nicht gerade als cool und vorbildhaft, sondern als uncool, langweilig, gestelzt, ideologisiert. Sie ähnelten einander stark, unterschieden sich von-

einander kaum, trugen die gleichen Klamotten, und die waren weder modisch noch originell, ihre Sprache traf nicht den Nerv von jungen Menschen. Landauf, landab wurden sie als „Berufsjugendliche“ verspottet. Dazu trug ganz wesentlich bei, dass die FDJ-Vorsitzenden in einem Alter in das Amt berufen wurden, das auch mit größtem Wohlwollen nicht mehr als jugendlich zu bezeichnen war. Die meisten wurden mit 37 Jahren FDJ-Chef, Erich Honecker bereits mit 34. Als Egon Krenz das Amt übergab, war er bereits 46 Jahre alt. Mit anderen Worten: Die obersten Jugendwächter waren alles Mögliche, nur keine Jugendlichen. Das musste für Fehlwahrnehmungen sorgen.

Junge Leute orientierten sich ganz oft weniger an der FDJ und den SED-Vorgaben, sondern am Westen. Die Mauer war nicht hoch genug, um das Eindringen westlicher Jugendkulturen zu verhindern. Der Westen war im Osten omnipräsent. An erster Stelle standen westliche Fernseh- und Radiosender, deren Einfluss gerade auf junge Menschen nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Die SED hatte ihr Projekt „DDR“ stets als Zukunftsvision verstanden. Die Ideologie der Kommunisten basierte so stark auf Geschichtsdeterminismus und teleologischen Weissagungen, weil die Mühen der Gegenwart als historisch begründet dargestellt und zugleich eine helle Zukunft versprochen wurde. Unzählige Bücher erklärten Kindern und Jugendlichen das kommunistische Paradies, das in der Zukunft liege, nur hauchdünn von der Gegenwart getrennt. Der Kommunismus schien erreichbar, blieb aber eigentümlicherweise selbst in den Vorhersagen der Ideologiewächter stets gleichweit von der eigenen Gegenwart entfernt. Die DDR glied in den 1980er Jahren einer Gerontokratie. Praktisch alle Karriereschleusen waren verstopft. Das beförderte Unmut und Perspektivlosigkeit selbst bei Parteikadern.

Am ärgsten aber traf es die Jugend. Aus der einstigen Hoffnung des Systems war dessen größte Bedrohung geworden. Sie konnte mit dem Mythos vom schweren Beginn nichts mehr anfangen. Junge Menschen konnten und wollten sich nicht mehr daran erfreuen, dass sie keinen Nachkriegshunger erleben mussten, ihre Helden kamen nicht aus dem antifaschistischen Kampf, sondern orientierten sich an westlichen Vorbildern. Arg traf es die jungen Leute, weil die alten Männer und oft genug ihre eigenen Eltern für solche Moden nichts übrig hatten. Die Spießigkeit der Elterngenerationen traf sich mit den Mahnrufen der Ideologen nur scheinbar zufällig. Die einen hassten es, aus der Reihe zu tanzen wie die anderen. Das war auch im Westen nicht anders, nur dass dort der Staat die bunten Tänzer tanzen ließ und nur hin und wieder mit Wasserwerfern und Räumkommandos auseinandertrieb. Vielleicht haben Punks diesen Unterschied am trefflichsten auf den Punkt gebracht. Aus dem westlichen „no future“ machten sie „too much future“.

Evangelische Kirchen haben sich Anfang der 1970er Jahre der vom SED-Staat geächteten Jugendlichen angenommen und das Konzept von der „Offenen Arbeit“ entwickelt. Sie boten jenen, die aufgrund ihres Andersseins nicht in die offizielle Jugendpolitik passten oder sich bewusst von dieser absetzten, ein Dach zur Selbstverwirklichung, einen Treffpunkt mit Angeboten. Ein Teil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen verabschiedete sich vom Zukunftsprojekt DDR. All diese Aussteiger blieben in der Minderheit, die Masse der Jugend marschierte weiter im Gleichschritt mit, zuletzt symbolisch zu besichtigen am 6. Oktober 1989 beim Fackelzug der FDJ in Ost-Berlin. Dort jubelten weitaus mehr junge Menschen, als bei den oppositionellen Gegendemonstrationen protestierten. Aber dennoch: Im Laufe der 1980er Jahre wandten sich immer mehr offen vom System ab. Intern wiesen Jugendforscher, Jugendfunktionäre, SED-Funktionäre, hohe Polizeioffiziere und MfS-Offiziere immer wieder darauf hin. Die Kampfesreserve der Partei, wie die aktiven FDJler bis zuletzt genannt wurden, schwand zusehends dahin. Der DDR-Sozialismus verlor in den 1980er Jahren seine Zukunftsbasis.

Der ostdeutsche Psychotherapeut Hans-Joachim Maaz hat Anfang der 1990er Jahre in einem viel diskutierten Buch, bezogen auf die DDR, geschrieben: „Die Schulen waren die Zuchtanstalten der Nation.“ Es gab bis zuletzt keinen Aufstand gegen diese Verhältnisse, noch im Herbst 1989 funktionierten die Schulen und Lehranstalten, erst nach dem Mauerfall kollabierten auch diese, weil ein nicht geringer Teil der Lehrerschaft, aber vor allem das Schulsystem im Ganzen, Glaubwürdigkeit und Legitimität verloren hatte. Jedes Jahr bis 1989 bilanzierten Jugendforscher, Soziologen, Kriminalisten und Stasioffiziere in „Jugendanalysen“, dass die vermittelten Werte kaum noch angenommen würden und auf wachsende Kritik stießen.

Die Bereitschaft, länger als 1,5 Jahre zur NVA zu gehen, nahm rapide ab, die Planquoten konnten nicht mehr erreicht werden. Ebenso zogen immer mehr junge Männer ihre ursprüngliche Verpflichtung zurück, als Soldaten auf Zeit, Berufsunteroffiziere oder Berufsoffiziere 10 oder 25 Jahre zur Armee zu gehen. Die offizielle Friedensideologie kam nicht mehr an. Besorgt beobachtete die SED, dass die vormilitärische Ausbildung nicht nur immer stärker hinterfragt wurde, sondern zugleich die Zahl jener zunahm, die das Schießen verweigerten. Es waren jährlich nur ein paar Tausend, aber doch so viele, dass es sie praktisch in jeder Schulklasse gab, was wiederum Anlass zu Debatten und zur Nachahmung bot.

Es waren meist keine aufsehenerregenden Aktionen, die von der Jugend ausgingen, vielmehr untergrub ihre Westorientierung die offizielle Staatsdoktrin. Die Ost-Berliner Rockband „Pankow“ brachte das Lebensgefühl vieler junger Menschen 1988 mit dem Lied „Langeweile“ auf der viel gehörten LP „Aufruhr in den Augen“ zum

Jung sein in der DDR

28. Bautzen-Forum

11. - 12. Mai 2017



Ausdruck. Darin heißt es unter anderem: „Das selbe Land zu lange geseh'n / dieselbe Sprache zu lange gehört / zu lange gewartet / zu lange gehofft / zu lange die alten Männer verehrt / ich bin rumgerannt / zu viel rumgerannt / zu viel rumgerannt / ist doch nichts passiert.“

Seit Anfang der 1980er Jahre hatten sich kleine Szenen von Subkulturen herausgebildet, denen der Staat ziemlich hilf- und machtlos gegenüberstand. Vor allem in Ost-Berlin, aber auch in Leipzig, Dresden, Halle, Magdeburg, Potsdam und einigen anderen Städten tauchten im Stadtbild Punks und Skinheads auf. Ihre Anzahl blieb gering, ihre Wirkung jedoch nahm von Jahr zu Jahr zu. Punks und Skins einte, dass sie den Staat und ihre Umwelt ebenso radikal ablehnten, wie sie radikalen Gegenentwürfen anhängen. Eine Kriminalistin und Soziologin der Humboldt-Universität, Loni Niederländer, hielt nach Auswertung umfangreicher Prozess- und Verhörunterlagen im Auftrag von MdI/MfS 1988 fest, dass praktisch jeder junge Mensch unter 25 Jahren in der DDR von der Existenz der Punks und Skins wisse und jeder

darüber mit Gleichaltrigen rede, während die Älteren diese jugendlichen Subkulturen nur selten wahrnahmen und ihre Kinder mit ihnen darüber auch nicht sprachen. Sie sah eine große Gefahr: Junge Menschen beschäftigten sich mit Themen und Ereignissen, zu denen Ältere keinen Zugang fänden.¹

In den 1980er Jahren bildeten sich Musikgruppen, deren Namen bereits anzeigten, dass sie nur schwer in die offizielle Kulturpolitik zu integrieren waren. So hießen einige zum Beispiel „Antitrott“, „Der Expander des Fortschritts“, „die anderen“, „Rosa Extra“, „Wutanfall“, „Zerfall“, „Zorn“ oder „Zwecklos“. Der Chefredakteur der „Jungen Welt“, Hans-Dieter Schütt, reagierte am 19. Oktober 1988 entsprechend: „Sagt mir, wie ihr euch nennt, und ich sage euch, wer ihr seid.“ Die meisten Texte scherten sich nicht um Zensoren, die meisten solcher Gruppen nicht um eine offizielle Spielerelaubnis. In den Songs ging es um Sehnsüchte junger Menschen, um die Mauer, um Stasi, um Freiheit, um Liebe und Spaß. Diese Bands spielten anfangs vor allem in Kirchenräumen, privaten Wohnungen, auf Hinterhöfen, aber auch immer häufiger in Jugendklubs oder bei Straßenfesten.

Im Sommer 1989 entstand ein Lied, in dem die Band „Herbst in Peking“ Ulbrichts berühmten Ausspruch von der 2. SED-Parteikonferenz 1952, als er den „Aufbau der Grundlagen des Sozialismus“ verkündete, verarbeitete. Ulbricht wird eingespielt und in dem Lied heißt es dann: „Man wird die roten Götter schleifen / viele wer'n das nicht begreifen. / Der Götzendiener pisst sich ein / so einfach ist es Mensch zu sein. // Wir leben in der Bakschischrepublik / und es gibt keinen Sieg. / Schwarzrot-gold ist das System / morgen wird es untergehen. [...] Der Götzendiener pisst sich ein / es könnte alles falsch gewesen sein.“

Die Machthabenden zeigten sich gegenüber dieser Musik- und Jugendkultur ohnmächtig. Deshalb versuchten sie etwas, was sonst nicht gerade ihre Stärke war: einen Teil dieser neuen, alternativen Musikszene zu vereinnahmen. So strahlte Jugendradio DT 64 regelmäßig seit 1986 die Sendung „Parocktikum“ aus. Hier wurden auch Musikgruppen gespielt, die nichts mehr mit sozialistischer Kultur zu tun hatten.

1) Loni Niederländer, Sektion Kriminalistik, Humboldt-Universität zu Berlin, Forschungsprojekt Jugend, 30. November 1988 (streng geheim! Inoffizielles Material, nicht auswertbar). BStU, HA XX 13508, Bl. 56–92; Loni Niederländer, Institut für marx.-lenin. Soziologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Information: Problemhintergründe für die Lebensweise junger Bürger, die Punk- und Skin-Head-Gruppen angehören. BStU, HA XX 10687, Bl. 1–14. Das zweite Manuskript stellt eine Zusammenfassung des ersten dar. Wahrscheinlich war es für einen größeren Empfängerkreis gedacht, was auch erklären könnte, warum beim zweiten eine andere Institution als beim ersten angegeben wurde. Die Sektion Kriminalistik war eine verdeckte MfS-Einrichtung. Vom MdI siehe exemplarisch: MdI Information, Sonderheft 1/1988, Dienstsache 100/88. Ebenda, Bl. 22–79.

Und um die jungen Leute zu besänftigen, sind ab 1987 mehrere größere Musik-events, vor allem in Ost-Berlin, organisiert worden. Zahlreiche Stars der internationalen Musikbranche tauchten nun im Osten auf. Als am 1. und 2. Oktober auch noch Rio Reiser, der frühere Frontmann der linken West-Berliner Kultband „Ton, Steine, Scherben“, aufspielte, drohte das Hallendach abzuheben. Insbesondere bei dem alten Scherben-Hit „Der Traum ist aus“ schien es kein Halten mehr zu geben, als Reiser sang und Tausende mitschrien: „Alle Türen waren offen, die / Gefängnisse war'n leer. / Es gab keine Waffen und keine Kriege mehr. / Das war das Paradies. / Gibt es ein Land auf der Erde, / wo dieser Traum Wirklichkeit ist? / Ich weiß es wirklich nicht. / Ich weiß nur eins und da bin ich mir sicher: / Dieses Land ist es nicht. / Dieses Land ist es nicht.“ Das Konzert wurde am 10. Dezember 1988 abends im DDR-Fernsehen ausgestrahlt – ohne dieses Lied und die dazugehörigen Szenen. Die begrenzte internationale Öffnung erweckten nicht nur Sehnsüchte bei den jungen Konzertgängern, auch die einheimischen Rockmusiker gerieten unter Druck. Die populäre Musikszene war geteilt, in jene, die gar nicht auf offizielle Anerkennung hofften und sie dennoch zuerst vom jugendlichen Publikum und dann Ende der 1980er Jahre sogar von Amiga und DT 64 bekamen, und jene, die wie Silly, Pankow, City, Rockhaus, Engerling zu den Aushängeschildern zählten und es doch schafften, anders als Karat oder die Puhdys, die berühmtesten DDR-Bands, auch in den letzten Jahren der DDR noch viele Fans mit ihrer Musik in ihren Bann zu ziehen. Nicht nur ihre Konzerte waren gut besucht, ihre Schallplatten waren die einzigen Amiga-Rockproduktionen, die noch respektable Verkaufszahlen erzielten.

1987 erschien die LP „Casablanca“ von City. Ein Titel hieß „Wand an Wand“. Die letzte Strophe lautete: „Trotz nur 20 Zentimeter kriegen wir uns nicht zu fassen / Wollen wir uns kennen lernen, müssen wir das Haus verlassen / Wenn du lachst, klingt es wie aus einem anderen Land / Wand an Wand.“ Ziemlich unverhüllt hatten Sänger Toni Krahl – der als 18-jähriger Oberschüler nach Protesten gegen den Einmarsch der Warschauer Pakttruppen eine dreijährige Haftstrafe erhielt, die Mitte Dezember 1968 in eine Bewährungsstrafe umgewandelt wurde – und seine Mitstreiter die deutsche Teilung und die Teilung Berlins beklagt. In einem anderen Song, „Halb und Halb“, hieß es gar: „Im halben Land und der zerschnittenen Stadt, / halbwegs zufrieden mit dem, was man hat / Halb und halb.“ Solche Töne aus der DDR war neu, weil sie aus dem gleichgeschalteten Äther dröhnten, die Funktionäre sich zwar heftig empörten, aber offenbar keine Mittel mehr besaßen, solche Verlautbarungen einer berühmten Band wie City zu unterdrücken. Die politisch schärfste Platte brachte Silly mit Frontfrau Tamara Danz Anfang 1989 heraus. Produziert in West-Berlin, enthielt die Scheibe gleich mehrere Titel, die als rockige Untergangs-

musik gelten können. Tamara Danz sang sie Song „S.O.S.“ unmissverständlich: „Wir bezwingen Ozeane / mit 'nem gebrauchten Narrenschiff / über uns lacht 'ne goldene Fahne / unter uns ein schwarzes Riff / immer noch stampft die Dampfmaschine / volle Kraft voraus / immer noch gibt uns die Kantine / kostenloses Essen aus.“ Und dann weiter: „Immer noch glaubt der Mann im Ausguck / einen Silberstreif zu sehn / immer noch findet sich keiner, der ausspuckt / und keiner darf beim Kompass stehn.“ Der Klimax folgt: „Immer noch brennt bis früh um vier / in der Heizerkajüte Licht / immer noch haben wir den Schlüssel / von der Waffenkammer nicht.“

Viele junge Menschen, die nicht bereit waren, sich anzupassen, wurde schon deshalb kriminalisiert, weil sie sich anders kleideten, bunter und verrückter, weil sie nicht arbeiten gingen, einfach anders als vorgegeben leben wollten und lebten. Die erste Skinhead-Generation war Anfang der 1980er Jahre fast durchweg erst Hippie, Punk oder Rocker, nicht selten alles nacheinander. Sie begriffen sich selbst als Feinde der DDR, des Kommunismus, von Mauer und Stacheldraht. Im Umkreis der Fußballklubs bildeten sich zudem Hooligan-Gruppen, die zum Reservoir der Skinhead-Gruppen wurden. Beide einte ihr offen antisemitischer, rassistischer, chauvinistischer und neofaschistischer Ansatz. In den Fußballstadien waren Gesänge wie die folgenden keine Randerscheinungen: „Gib Gas, gib Gas, wenn der FCV in die Gaskammer rast.“ Oder: „Hängt es auf, das schwarze Schwein, es soll nie mehr glücklich sein.“ Und: „Von Stalingrad bis an die Spree mein schönstes BFC.“

Obwohl SED-Führung und MfS das durchaus registrierten, haben sie diese Entwicklungen nicht ernstgenommen. Ebenso wenig setzten sie sich mit dem grassierenden Antisemitismus, Rassismus und Neofaschismus auseinander. Die Kehrseite des staatlich praktizierten Antifaschismus war eine Falle, die sich die SED selbst stellte. Ihre Ideologie schrieb vor, dass nicht sein könne, was nicht sein dürfe. Im Falle politischer Opposition war dies einfach zu regeln: Oppositionelle wurden zu Kriminellen abgestempelt. Im Prinzip galt dies auch für Neofaschisten, Antisemiten, Rassisten. Nur, die meisten derartigen Äußerungen und Haltungen lagen im Vorfeld strafrechtlicher Relevanz. Und – das Hauptproblem: Sie blieben nicht auf bestimmte soziale Kleingruppen beschränkt, sondern durchzogen die Gesellschaft wie eine Seuche. Weit verbreitete Witze zählen dabei noch fast zu den Harmlosigkeiten. Der offizielle Internationalismus der SED produzierte im Umkehrschluss einen gefährlichen und aggressiven Nationalismus.

Rechte Gesinnungen waren Ausdruck einer fundamentalen Gegnerschaft. Mit nichts anderem konnte man den antifaschistischen Staat – und oft genug die eigenen Eltern – mehr treffen als mit Neofaschismus und Rechtsradikalismus. In vielen Protokollen, die Polizei, MfS und Justiz von rechten Tätern anlegten, wird dies auch

offen ausgesprochen. Aber nicht nur offenkundige Täter, selbst scheinbar stromlinienförmige und angepasste Menschen bedienten sich des strikt Verbotenen, des Gefährlichen, des Obszönen. Auf den Schulhöfen grassierten antisemitische Sprüche wie in den Fußballstadien und Betrieben. Rassismus gehörte in dem Land, in dem die wenigen Ausländer überwiegend in Gettos interniert leben mussten, zur Alltäglichkeit. Die Kommunisten vertraten eine Ideologie, in der Rassismus, Faschismus und Antisemitismus als „gesetzmäßige“ Folgen kapitalistischer und imperialistischer Verhältnisse definiert wurden. Mit anderen Worten, selbst wenn die SED die unerwünschten Wirkungen ihres praktizierten Antifaschismus hätte ergründen wollen, hätte sie dies konsequent nur tun können unter Aufgabe ihrer Weltanschauung. Da in der DDR alle strukturellen Voraussetzungen für Faschismus, Rassismus und Antisemitismus radikal beseitigt seien, könne es, so die offizielle Sichtweise, solche Erscheinungen nicht geben.

Nur wenige kritische Geister fanden sich vor 1989 bereit, neofaschistische Tendenzen in der DDR-Gesellschaft als hausgemacht zu analysieren. Als im Juli 1989 ein Redakteur von DT 64 eine Sendung ausstrahlte, in der zwei junge schwarze Deutsche über ihre alltäglichen Erfahrungen mit Rassismus berichteten, sind anschließend in bundesdeutschen Zeitungen Artikel erschienen, die dies als vorsichtige Öffnung der Medien bezeichneten. Hinter den Kulissen aber sind die für die Sendung Verantwortlichen diszipliniert und bestraft worden. Die Redaktionsleiterin wurde ihres Postens enthoben, der stellvertretende Chefredakteur erhielt einen strengen Verweis – beide hätten dem Gegner „objektiv“ in die Hände gespielt.

In den Analysen ist 1988/89 mehrfach zu lesen, dass die ideologischen Grundhaltungen von Rechtsradikalen und Neofaschisten wie Ausländerfeindlichkeit, Diskriminierung von Homosexuellen, Behinderten, Andersdenkenden, Punks, die Ablehnung des politischen DDR-Systems, der Ruf nach Wiederherstellung der deutschen Einheit und anderes mehr bei vielen Arbeitskollegen und Eltern auf positive Resonanz oder mindestens passive Duldung stieß. Am 5. September 1988 hatte damit korrespondierend der SED-Bezirkschef von Dresden, Hans Modrow, in einer Rede vor den 1. Sekretären der SED-Kreisleitungen seines Bezirkes gewarnt: „Ausländerfeindlichkeit baut sich gefährlich auf.“ Nach 1990 blühten diese Keime kräftig auf.

Meine sehr verehrten Zuhörerinnen und Zuhörer, ich konnte und wollte Ihnen einige Impressionen bieten und Anregungen unterbreiten, die zum Thema dieses Kongresses auch dazugehören. Sie werden heute und morgen noch viel über Widerstehen, Selbstbehauptung und Widerstand junger Menschen, über das kirchliche Jugendleben hören. Aber dies vollzog sich in einem System, in dem die große Mehrheit angepasst lebte und weitaus mehr das System aktiv unterstützte und mittrug als

sich dagegen auflehnte. Oft war in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten davon zu hören, wie eine kleine Gruppe am 7. Mai 1989 den systematischen Wahlbetrug in der DDR bloßstellte. Das ist richtig. Aber zu diesen Wahlen gehört auch, was meist nicht erwähnt wird, dass es 270 000 Sitze zu verteilen gab, die auch verteilt worden sind. Weit über eine Million Menschen waren am Wahltag aktiv als Wahlvorstände und Wahlhelfer eingebunden. Allein diese Zahlen verdeutlichen, dass sich das Regime noch im Frühjahr 1989 auf seine Truppen verlassen konnte. Und bei dem FDJ-Pfingsttreffen vom 12. bis 15. Mai 1989 in Ost-Berlin feierten etwa 750 000 junge Menschen die DDR. Noch am Abend des 6. Oktober 1989 marschierten etwa 75 000 FDJler wie 1949 mit Fackeln an der greisen Partei- und Staatsführung vorüber.

Zwar marschierten Zehntausende junge Leute, aber das System war längst verschliffen und vergreist. Nichts brachte dies besser auf den Punkt als folgender Witz, mit dem ich dann auch meinen Vortrag beende: „Frage: Was sind die ersten drei Tagesordnungspunkte einer jeden Politbürositzung? Antwort: 1. Hereintragen des Politbüros. 2. Anstellen der Herzschriftmacher. 3. Singen des Liedes: ‚Wir sind die junge Garde des Proletariats.‘“

Matthias Eisel: Vielen herzlichen Dank, Herr Dr. Kowalczuk! Der Witz, ich hatte ihn fast vergessen, ist natürlich großartig. Bevor wir in die Diskussion mit unserem Publikum kommen und weil wir hier im Saal eine Reihe von Lehrerinnen und Lehrern haben, vorab die Frage: Ist die Lehrplangestaltung in den Schulen auch Ihr Thema? Ich höre immer wieder, dass es da Unzufriedenheiten gibt, auf der anderen Seite ein ganz großes Engagement auch von einzelnen Lehrerinnen und Lehrern. Wo sehen Sie die Vermittlung unseres Themas im Lehrplan?

Ilko-Sascha Kowalczuk: Ich bin dafür kein Experte, wir haben vor ein paar Jahren mit Marianne Birthler, damals Leiterin der Stasiunterlagenbehörde, den Film „Ein Volk unter Verdacht“ produziert, der sich an Schülerinnen und Schüler wendet. Da geht es um Widerstehen, Opposition, Verfolgung, das ist ein Film, der genau eine Schulstunde lang dauert und einen Versuch darstellt, das Thema an junge Leute heranzutragen. Denn vor diesem Problem steht jeder: Wie vermittelt man Dinge, die mit der jetzigen Lebenswelt der jungen Leute kaum etwas zu tun haben? Wie interessiert man sie dafür? Da ist natürlich das Thema „Jung sein“ für junge Leute hochinteressant, weil sie sehr gut vergleichen können. Und wenn jemand von Phasen erzählt, in denen jungen Menschen vorgeschrieben wurden, wie sie auszusehen hatten, was sie für Musik hören sollten und welche Bücher sie lesen oder nicht lesen sollten, dann gibt es ein großes Aha. Insofern ist das Thema relativ dankbar, wenn man es denn auch zusätzlich schafft, die neuen Medien in der Vermittlung einzusetzen.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte Sie fragen, wie Sie mit Ihren Eltern ausgekommen sind. Sie waren ja ein aufsässiger Jugendlicher, und das ist ja nicht so ganz einfach, man hat ja doch eine emotionale Beziehung zu seinen Eltern.

Ilko-Sascha Kowalczuk: Ich habe das versucht anzudeuten. Ich habe eine relativ komplizierte Familiengeschichte. Mein Großvater ist Anfang der 1920er Jahre als Kämpfer für eine freie und unabhängige Ukraine von den Bolschewisten zum Tode verurteilt worden, konnte aber kurz vor seiner Hinrichtung befreit werden. Mein Vater ist streng katholisch erzogen worden. Nach 1945, da lebte mein Großvater nicht mehr, war mein Vater mit meiner Großmutter allein und ist in der SBZ/DDR, wohin sie nach 1945 vertrieben worden waren, relativ schnell vor die Entscheidung gestellt worden: Flüchten oder nicht Flüchten.

Meine Oma wollte nicht, sondern sagte, sie sei in ihrem Leben schon genug geflüchtet und bleibe jetzt da, wo sie sei, in der Nähe von Greifswald. Mein Vater blieb, weil er sie nicht alleine lassen wollte, konvertierte vom überzeugten Katholiken zum genauso überzeugten Kommunisten und erzog mich auch in diesem Glauben. Mit 14, 15 sprang ich davon ab. Ich hatte mich mit zwölf Jahren bereiterklärt, Offizier der NVA zu werden, was selbst nach DDR-Maßstäben etwas sehr früh war. Das wurde auch schriftlich fixiert. Ich habe mit 14 gesagt, dass ich das doch nicht mehr werden will, und dachte, es sei kein Problem. Aber für alle anderen war es ein Problem – und zwar ein sehr großes. Daraufhin begannen der Staat, die Partei und die Stasi sich für mich und meine Eltern zu interessieren und ließen mich anderthalb Jahre lang nicht in Ruhe. Das kann ich hier jetzt nicht im Einzelnen ausführen, aber: Danach war ich ein anderer Mensch, denn ich hatte das System von einer anderen Seite kennengelernt. Auch das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir war anders geworden, es war zerrüttet und fast zerstört. Ich habe erst viel später verstanden, dass er vieles nicht begriffen hat. Insofern war das Problem zwischen meinem Vater und mir als Abbild das Problem zwischen dem Staat und mir. Mein Vater war sozusagen der Stellvertreter dieses Staates.

Es war nicht einfach. Ich habe die ganze Tragweite dessen, was ich erlebte, erst über 20 Jahre später richtig verstanden, als meine ersten Kinder in diesem Alter waren, so zwölf, 13, 14, 15. Insgesamt habe ich vier Kinder. Erst da habe ich verstanden, was ich damals selbst noch für ein Kind war und was man mir zumutete. Letztendlich bin ich aus der Sache herausgekommen, aber natürlich hat das gerade das Grundvertrauen in familiäre Strukturen erheblich erschüttert. Weil das nicht mehr da war, was man als Kind braucht, um vorwärtszukommen, dieses Urvertrauen. Das wurde verletzt und hat bei mir erhebliche Dellen bekommen.

Frage aus dem Publikum: Habe ich das richtig verstanden: Sie sagten, es gebe keine



validen Forschungen, keine Untersuchungen dazu, wie angepasst die jungen Menschen in der DDR tatsächlich waren. Gibt es denn Vorhaben, das in Angriff zu nehmen? Und die zweite Frage: Wie ist eigentlich die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen? Mich würde interessieren, was es bedeutete, jung in der DDR zu sein und welche Auswirkungen, welche Prägungen dadurch entstanden.

Ilko-Sascha Kowalczuk: Ich habe nicht gesagt, dass es keine Forschungen dazu gibt, sondern dass es keine statistisch auswertbaren Untersuchungen, keine belastbaren Zahlen gibt. Zu diesem kuriosen Dokument, aus dem ich vorhin vorgelesen habe und das in Gänze noch weitaus kurioser ist – man kann nicht sagen, wie viel Prozent der Leute in der DDR so tickten wie dieser etwas neben der Spur stehende junge Mann. Genauso wenig kann man sagen, wie viel Prozent nun eigentlich fundamental dagegen waren.

Wir wissen, dass es in der DDR geheime Untersuchungen des Leipziger Jugendforschungsinstituts gab, die solche Erhebungen anstrebten. Ich bin aber immer etwas skeptisch, ob solche empirischen Untersuchungen aus einer Diktatur tatsächlich tragfähig sind, weil keiner der Beteiligten, auch nicht der Befragten, daran glaubte, das sei anonym, auch wenn man es ihnen noch so häufig sagte. Das ist das Problem in so einem System. Sehr wohl kann man anhand dieser Leipziger Statistik sehen, dass es in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre einen relativ signifikanten Legitima-

tionsschwund gab, der dann mit einer neuen Hoffnung auf das Nationale korrelierte. Es gibt schon sehr viele Forschungen zur Jugend in der DDR, auch vergleichende Studien, die Jugendliche in Polen, in der ČSSR und in der DDR miteinander vergleichen, wo die Lebensbedingungen ähnlich waren. Und ebenso gibt es eine ganze Reihe Ost-West-Vergleiche.

Als Zweites fragten Sie nach Interdisziplinarität: Seit 1990 unternimmt man immer wieder Langzeitstudien, schaut, was aus den um 1970 Geborenen im Laufe ihres Lebens so geworden ist. Wie stark sind die kindlichen und jugendlichen Prägungen aus den 1960er, 1970er Jahren? Und lassen sich in den Jahrzehnten danach in den Sozialisationsverläufen Muster erkennen? Das gibt es, dann aber vorwiegend von Sozialwissenschaftlern, weniger von Historikern. Interdisziplinäre Forschungen sind eher selten, ganz einfach, weil es methodisch so schwer umzusetzen ist.

Frage aus dem Publikum: Ich habe noch eine Anschlussfrage an die erste Frage aus dem Publikum. Sie sagten, Sie haben vier Kinder. Mich würde interessieren, ob Ihre Kinder gegenüber der heutigen Zeit auch so kritisch sind, wie Sie es damals waren, und was sie dann genau kritisieren.

Ilko-Sascha Kowalczuk: Unsere Kinder sind 23, 18, 14 und neun Jahre alt. Ich hoffe, dass sie unserer Gegenwart gegenüber kritisch sind. Ich nehme sie auch so wahr, aber ich sage das mit einer gewissen Zurückhaltung, weil ich ein normaler Vater bin, der vielleicht eine Menge in seinem Fachgebiet weiß, aber im Vergleich dazu weniger von seinen Kindern. Aber unser Ansatz ist es schon, unsere Kinder zu kritischen Zeitgenossen zu erziehen, und ich glaube, das ist ganz gut gelungen.

Für meine Kinder ist die DDR weit weg, obwohl sie nur wenige Meter von der früheren Berliner Mauer entfernt aufwachsen. Die wissen zwar, was die DDR war, dass da vieles nicht in Ordnung war, dass es eine Diktatur war und dass das mit den Kommunisten nicht funktioniert hat, aber damit hat sich das Interesse dann oft schon erledigt. Und gerade weil ich mich damit so intensiv beschäftige, bin ich in der Hinsicht auch sehr zurückhaltend. Ich renne mit den Kindern nicht an jedem Wochenende in irgendein Museum oder nötige ihnen Filme oder Bücher auf, sondern denke, das wird dann schon irgendwie kommen, denn sie wissen ja, was ich jetzt tue und dass es in der DDR für mich als jungen Menschen nicht gradlinig lief – sie werden schon noch fragen. Denn das ist natürlich auch eine Erfahrung, die wir alle, die in der DDR in die Schule gingen, noch sehr gut kennen: Durch extremen Druck werden Dinge kaputtgemacht, die werden einem dann verleidet.

Frage aus dem Publikum: Wie nehmen Sie die Situation der Presse in den neuen Bundesländern wahr? Ich kann immer nicht so richtig verstehen, dass Lügenpresse gerufen wird. Aber ich war auch in der Zeit Jugendliche, als die Medien gleichge-

schaltet waren. Meistens sind es ja ältere Männer, die so etwas rufen, viele mein Jahrgang. Vielleicht hat es damit etwas zu tun, dass so viele jungen Menschen so gleichgeschaltet waren und keinen Widerstand geleistet haben?

Ilko-Sascha Kowalczyk: Das ist natürlich ein sehr weites und anderes Thema. Aber ich muss sagen, die größte politische Enttäuschung in meinem Leben seit 1989/90 setzte in den vergangenen Jahren ein. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass die, die so stark vom Fall von Mauern profitiert haben – und das betrifft ja ganz Osteuropa – wie Polen, Tschechien, Ungarn, die Ostdeutschen, dass gerade diejenigen unentwegt nach neuen Mauern rufen, nach innen und nach außen. Das entzieht sich der Logik. Was nun konkret Ostdeutschland angeht: Ich glaube, man darf nicht den Fehler machen, alles, was heute passiert, immer nur mit der DDR zu erklären. Ich nehme an, für die meisten spielt das, was sich bis 1989 vollzogen hat, nicht mehr so die große Rolle. Ich glaube, die lebensprägenden Erfahrungen sind mittlerweile auch andere. Wir denken immer, die Revolution von 1989 habe 17 Millionen Leute befreit. Das wurde auch überall erzählt. Ich glaubte das nie. Millionen von Menschen haben diese tiefe Befreiung nicht so empfunden, sondern es war ein Einbruch von außen in ihr Leben, der vielleicht auf einmal den Kühlschrank anders füllte und die Wohnung anders aussehen ließ und auch die Reiseziele veränderte, aber der viele Verunsicherungen mit sich brachte und für viele in der subjektiven Wahrnehmung nicht als Befreiung, sondern als Unsicherheit, Ungerechtigkeit und Unfreiheit wahrgenommen wurde. In den 1990er Jahren gab es im Osten soziale Verwerfungen unglaublichen Ausmaßes. Die Arbeitslosigkeit war auf einem Niveau, das man sich heute kaum noch vorstellen kann. Und für diese gesellschaftlich kaum vergleichbaren sozialen Verwerfungen gab es damals keine adäquaten Antworten. Es gab auch keine Sprache dafür und keine Interessensverwalter. Es gab nur so ein Politikerdeutsch, was über die Probleme hinwegging und die Menschen nicht ernst genug nahm. Das hing natürlich damit zusammen, dass die ganzen Medien in Deutschland ausschließlich westlich geprägt waren. Das darf man alles nicht vergessen. Auch diese ganzen ostdeutschen Regionalzeitungen wurden an große westdeutsche Medienkonzerne angeschlossen und ein neuer Ton kam in die Medien, der gerade in den 1990ern über die Gesellschaft hinweg berichtete und kommentierte. Dazu gibt es viele Untersuchungen, etwa der Enquetekommission des Deutschen Bundestags, wo man zu vielen solchen Befunden kam. Nur hat das alles die Situation damals eben nicht verändert. Denn ausschlaggebend waren die sozialen Erfahrungen und Missstände, die in den 1990er Jahren sowohl sozialstatistisch als auch gefühlt im überwiegenden Teil der ostdeutschen Gesellschaft katastrophal waren.

Ich glaube, was sich in den vergangenen Jahren zeigte, waren zwei Dinge. Erstens ein

erstarktes Selbstbewusstsein, so unter dem Motto: Denen wollen wir es jetzt mal endlich zeigen – und da sucht man sich eben die Schwächsten der Gesellschaft aus und macht die für alles verantwortlich: Flüchtlinge und Migrant*innen. Das hat ganz viel damit zu tun, was in den 1990ern passierte. Und das Zweite ist, glaube ich, dass eine nachholende Demokratisierung im Osten in den 1990er und 2000er Jahren nicht wirklich funktioniert hat. Man hat die Institutionen, die Demokratie als System garantiert und die Verwaltungen aufgebaut, man hat den Rechtsstaat errichtet. Aber Demokratie ist nur zum Teil ein politisches System, denn sie funktioniert nur, wenn man sie auch lebt. Diese nachholende Demokratisierung, die im Westen in den 1950ern und 1960ern mit vielen Brüchen und vielen Komplikationen verbunden war, hat im Osten nicht funktioniert. Es fand keine Öffnung in die Gesellschaft, sondern eher ein Rückzug statt. Die Leute blieben, wo sie waren. Man sieht es daran, dass die Zivilgesellschaft im Osten praktisch nicht vorankam. Es gab kaum Vereinsleben, kaum Mitgliedschaften in Parteien, all diese signifikanten Unterschiede. Das war verbunden mit etwas, das wir 1989 als unglaublich befreiend empfunden haben, nämlich dass die ganzen Tabus auf einmal wegfielen und man über alles reden konnte. Nur dass natürlich auch eine Demokratie von Grenzen lebt, gewissermaßen. Aber das funktionierte im Osten auf einmal nicht mehr, weil dazugehörte, dass man angeblich alles sagen, denken und machen konnte. Genau das konnten wir dann beobachten. Es gab keine demokratischen Einhebungsversuche, die eine Zivilgesellschaft auch unternimmt für antidemokratische Tendenzen. Ich kann das jetzt hier nur andeuten, weil es ein ganz anderes Thema ist, aber ich möchte eben andeuten, dass das sehr kompliziert ist und die öffentlichen Erscheinungsbilder von Pegida, AfD und Lügenpresse-Rufern, glaube ich, nur die Spitze des Eisbergs sind. Das ist das Traurige daran.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte gern etwas sagen zu denen, die das Jahr 1989 nicht als Befreiung erlebt haben. Dem kann man insofern zustimmen, als die DDR ja mitunter nach Untersuchungen bis zu 40 Prozent Zustimmung in der Bevölkerung hatte, manchmal, nicht zu allen Zeiten. Aber sie hat sich ja nie getraut, Wahlen durchzuführen, weil sie keine Mehrheit hatte. Das wirkte sich natürlich weiter aus, weil ja viele der DDR den Rücken kehrten und dann auch nicht mehr so das Interesse an der DDR hatten. Was mich aber verwundert hat, und ich bitte diese Verwunderung zu verstehen: Ich wurde als 16-jähriger Schüler von einem sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Ich habe diese Niederschlagung des Aufstandes mit Polizeiknüppeln als Häftling miterlebt. Diese Zeit ist sehr verdrängt worden. Sie sagten, die Zeitungen wurden von westlichen Verlagen übernommen. Umso verwunderter war ich, dass diese Zeitungen im vorigen Jahr groß

das Jubiläum ihrer Gründung vor 70 Jahren feierten, die Zeit des Stalinismus fließend übergang in die neue Zeit. Dass sich da kein Widerspruch regte, hat mich sehr verwundert, aber es liegt offensichtlich daran, dass man das Jungsein in der DDR und die ersten, fürchterlichen Jahre des Stalin-Terrors völlig aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit verdrängt hat. Dankeschön.

Ilko-Sascha Kowalczuk: Wenn ich da noch etwas ergänzen darf. Ich glaube, Sie haben vollkommen Recht. Viele wissen gar nicht, was sich in den 1940er und 1950er Jahren hier abspielte, oder wollen es nicht wissen. Und dieses Nichtwissen ist immer auch ein Nichtwissenwollen. Es wird immer so getan, als könne man es nicht wissen, aber oft ist es ein aktiver Prozess. Ich glaube, diese Verharmlosung, dieses Nichtwissen betrifft nicht nur die frühen Jahre, sondern auch andere Bereiche. Wenn man sich allein das ganze hochgradig ideologisierte Schulsystem anschaut, wozu die Pionierorganisation, die FDJ, die Jugendweihe und vieles andere als zentrale Bestandteile gehörten – das wird bis in die jüngste Zeit verklärt. Es wird so getan, als sei das eines der tollsten und modernsten Schulsysteme gewesen. Da kann man nur sagen: Das stimmt nicht! Natürlich gab es Aspekte, über die es sich zu reden lohnt, aber das System als solches war nicht darauf angelegt, demokratische Staatsbürger zu erziehen, sondern Leute mit einer Rückgratverkrümmung, angepasste Leute, die das System stärkten. Darüber wird in der Öffentlichkeit anders geredet. Nach meiner Beobachtung nimmt es seit einigen Jahren wieder zu, dass man über bestimmte Aspekte der kommunistischen Diktatur entweder gar nicht redet oder in einer Art und Weise, dass ich mich frage: Worüber reden die hier eigentlich?



PODIUMSGESPRÄCH

Kontrollierte Kindheit und Jugend in der DDR

Regina Schild, Elke Urban, Lutz Rathenow, Dr. Jens Schöne

Moderation: Michael Kraske

Matthias Eisel: Ich möchte Ihnen unsere nächsten Podiumsgäste vorstellen. Lutz Rathenow kennen Sie, er ist sächsischer Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. In den 1970er Jahren gründete er in Jena den sogenannten Arbeitskreis Literatur, der von den Staatsbehörden als subversiv eingestuft und verboten wurde. Lutz Rathenow musste deshalb sein Studium abbrechen. Er ging dann nach Berlin, als Lyriker und Prosaautor. Sein Buch „Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet“ konnte dann nur in der Bundesrepublik erscheinen. Das zog natürlich Probleme nach sich, er wurde inhaftiert, die Ausreise in die Bundesrepublik lehnte er ab. Schön, dass Sie da sind, Herr Rathenow.

Podiumsgespräch · Kontrollierte Kindheit und Jugend in der DDR

Als nächstes möchte ich Elke Urban begrüßen, die sich im Herbst 1989 sehr stark schulpolitisch engagiert hat. Sie war aktiv beteiligt an der Gründung von freien Schulen nach 1990 und hat für ihr immenses Engagement später das Bundesverdienstkreuz erhalten. Sie war von 2000 an Leiterin des damals neugegründeten Leipziger Schulmuseums, eine wichtige Institution in der Stadt. Einmalig ist, dass sie DDR-Unterrichtsstunden nachgespielt hat. Es war sehr beeindruckend zu erleben, wie sie als freundliche Lehrerin „Frau Lehmann“ einerseits mit allen Kindern nett umging, aber im Verlauf der Schulstunde einen Schüler mehr und mehr isolierte, der den Pionieren nicht beigetreten war, und wie sie darüber das System von subtiler Ausgrenzung bis zu offener Diskriminierung vor Augen führte. Den beteiligten Schülern wurde dabei regelmäßig angst und bange. Herzlich willkommen, Frau Urban!

Regina Schild ist die Leiterin der Leipziger Stasiunterlagenbehörde, die im ehemaligen Sitz der Leipziger Bezirksbehörde der Staatssicherheit untergebracht ist, in der „Runden Ecke“, wie der Volksmund das Gebäude seit jeher nennt. Sie war Gründungsmitglied des Bürgerkomitees in Leipzig und beteiligt an der Auflösung des MfS in Leipzig.

Ebenso auch Dr. Jens Schöne, er ist stellvertretender Landesbeauftragter für die Stasiunterlagen in Berlin, auch Lehrbeauftragter an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er hat Geschichte und Anglistik studiert und einige Publikationen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der DDR veröffentlicht, zum Beispiel „Das sozialistische Dorf. Bodenreform und Kollektivierung in der Sowjetzone und DDR“ oder „Die Friedliche Revolution. Wege zur Deutschen Einheit“. Herzlich willkommen.

Ich freue mich, dass wir für die Moderation den Journalisten und Autor Michael Kraske gewinnen konnten. Er ist nach dem Mauerfall aus NRW nach Leipzig gekommen, hat Politik und Neuere Geschichte studiert, schreibt für große Blätter und Medien, etwa für „DIE ZEIT“. Er hat einige Bücher veröffentlicht, etwa zum Umgang mit der NPD in Deutschland und in Sachsen. 2016 erschien sein erster Roman „Vorhofflimmern“. Das Willkommen gilt auch Ihnen, Herr Kraske, Sie haben das Wort.

Michael Kraske: Ich darf Sie auch sehr herzlich begrüßen und freue mich, hier bei Ihnen zu sein. Matthias Eisel hat es angesprochen: Ich habe keine DDR-Biografie, aus der ich für dieses Podium schöpfen kann, sondern bin darauf angewiesen, nun schon seit über 20 Jahren, diese Geschichte und diese Geschichten erzählt zu bekommen. Ich möchte Ihnen ein paar Impressionen aus persönlicher Recherche zu unserem heutigen Thema mitgeben: Schule, Kindheit in der DDR, Kontrolle über diese Kindheit.

Drei meiner besten Freunde sind in der DDR aufgewachsen und haben hier sehr renommierte Schulen besucht. Zum einen das Internat in Wickersdorf bei Saalfeld, eine Schule, die sie zu den besten Russischlehrern ausbilden sollte. Zum anderen hat ein guter Freund und Kollege von mir eine Ausbildung an der Arbeiter- und Bauernfakultät gemacht. Nun ist ein erster interessanter Befund, dass diese Eliteschulen der DDR ganz offensichtlich gute Sprungbretter waren. Alle drei haben nach 1989 in der Bundesrepublik Karriere gemacht. Einer ist im politischen Bereich, in einer Landesregierung tätig. Anna, meine Freundin, ist Lehrerin geworden, auch an einem Internat. Und ein Dritter, Christian Werner, hat insofern Karriere gemacht, als er Journalist geworden ist. Mit ihm zusammen habe ich das Buch über Neonazistrukturen geschrieben. Diese Schulausbildung, diese kontrollierte Kindheit scheint also nicht dazu geführt zu haben, dass bestimmte Fertigkeiten fehlen, sondern man konnte und kann offenbar alles damit werden und machen.

Gleichzeitig habe ich von diesen drei Freunden aber auch gelernt, dass es dieses Doppeldenken und Doppelsprechen für sie seit frühester Kindheit gab: in den Familien die eine Version, wo man das offene Wort pflegte, wo man die Dinge beim Namen nannte, wo man auch kritisch über das sprach, was so offenkundig nicht funktionierte in diesem Land; und dann das offizielle Sprechen, wenn man rausging, wenn man mit Lehrern sprach, wenn man funktionieren musste. Das hat nicht immer richtig gut geklappt, dazu gibt es wunderbare Anekdoten. Anna schrieb zum Beispiel einmal in einem Aufsatz, dass eine friedliche Koexistenz mit dem Westen völlig unmöglich sei, weil der so unglaublich imperialistisch sei. Sie meinte damit den richtigen Ton zu treffen, der der Partei gut gefiel, aber das war selbst für SED-Verhältnisse zu weit hinausgeschossen.

Ich habe in vielen Gesprächen mit meinen Freunden auch gelernt, dass Kindheit und Jugend nicht vor allem SED und Diktatur waren, sondern dass es im persönlichen Erleben die Orte der ersten Liebe waren, von Freundschaften, auch von gepflegten Feindschaften, vom Scheitern und von Erfolgen. Wenn wir heute hier dieses Thema „Kontrollierte Kindheit und Jugend“ besprechen, dann glaube ich, dass wir diese beiden Aspekte, die ich im Laufe der Jahre verstanden habe, zusammenbringen sollten. Das eine ist das, was jeder Einzelne in seiner Biografie erlebt hat, was er zu seiner ganz persönlichen Geschichte hat werden lassen. Das andere sind die objektiven Fakten, die teilweise nüchtern, schaurig und vernichtend sind, wie wir das vielleicht an Beispielen aus den Stasiakten hören werden.

Ich möchte zum Anfang in diese Runde fragen, ob es für Sie persönlich ein Schlüsselerlebnis aus Ihrer Kindheit oder Jugend gibt, mit dem Sie die Erfahrung oder die Ahnung verbinden, dass Sie nicht frei leben konnten, dass es Kontrolle und Begren-

zungen gab, die über das hinausgingen, was jeder durch Eltern und Lehrer erfuhr. Herr Rathenow, gibt es ein solches Erlebnis, an das Sie sich erinnern?

Lutz Rathenow: Ich möchte Sie auch alle herzlich begrüßen und versuche das gleich konkret zu machen: Der permanente Streit der Eltern über politische Probleme und deren Folgen. Die Affäre des Vaters auf der Bezirksparteischule und die Regularien, diese Affäre disziplinarisch zu beseitigen. Die Diskussion über den 17. Juni 1953 und die Worte meiner Mutter zu meinem Vater, wenn sie auf ihn wütend war: „Man hätte euch aufhängen sollen, alle Genossen.“ Der Selbstmord einer Nachbarin mit Salzsäure aus offenbar politischen Gründen. Die traurige Mutter eines weiteren Bekannten, als ihr Sohn beim Fluchtversuch in der Brändströmstraße verhaftet wurde. Die zeitweilige Verhaftung einer Gruppe von Angestellten, die auch mit meinen Eltern bekannt war, wegen gemeinschaftlichen Westfernsehens. Das war alles in der frühen Kindheit.

Aus meiner ganz frühen Kindheit erinnere ich mich, dass meine Oma zweimal vor-täuschen musste, in Ohnmacht zu fallen, als Leute von der kommunalen Wohnungsverwaltung kamen, um Wohnraum für die Zwangsvermietung zu rekrutieren, weil es in dem Haus zu viel davon gab. Meine Mutter sagte: „Sie bringen die Frau ja zu Tode“, und da gingen sie erschrocken wieder. Und das letzte Erlebnis, auch aus noch meiner Vorschulzeit: Zwei Männer kommen in die Wohnung, meine Mutter redet mit ihnen im Wohnzimmer, sie sehen merkwürdig aus, sie verlassen die Wohnung wieder und meine Mutter putzt die beiden Stühle, auf denen sie gesessen hatten, mit der Begründung: „Das war die Stasi, so viel Dreck, wie die reinschleppen, muss erstmal wieder weggeputzt werden.“ Es war eine permanente politische Sensibilisierung.

Michael Kraske: Erinnern Sie sich, was das mit Ihnen als Junge gemacht hat? Hat Ihnen das Angst gemacht, war das unverständlich für Sie, erinnern Sie sich an Gefühle?

Lutz Rathenow: Ich versuche Gefühle immer zu vermeiden, aber ich erinnere mich an die Ambivalenz von Einflüssen. Die Angst war da, der Druck der Anpassung. Wenn du nicht mitmachtest, kamst du später nicht auf die Oberschule. Das war ja das Hauptproblem, dass nicht jeder auf die Oberschule durfte. Dann konntest du später nicht studieren oder wurdest verhaftet. Das gab es in Jena auch. Meine Mutter ging mit mir ein paarmal am Grab von Alfred Diener vorbei, der nach den Demonstrationen am 17. Juni 1953, die in Jena sehr heftig waren, per Standrecht erschossen worden war. Sie wollte mir damit zeigen, was passiert, wenn die Kommunisten sich in ihrer Macht bedrängt fühlen. Da war viel Angst. Gleichzeitig viel Selbstbewusstsein, sehr viel selbstverständliches Nichteinverständnis und

dennoch eine permanente Anpassung. Das hat bei mir erzeugt, dass ich die DDR nicht gut fand, auch wenn ich dort kein Außenseiter werden wollte. Meine Eltern fand ich aber auch nicht gut in ihrer Anpassung und habe ihnen später vorgeworfen, dass sie sich schon in der Nazizeit angepasst hatten, genau wie ihre Eltern. Eigentlich war ich gegen alle.

Michael Kraske: Das sind ja schon sehr frühe und einschneidende Erfahrungen. Ich möchte das auch in die Runde fragen. Haben Sie das als Kinder und Jugendliche ähnlich erlebt oder gibt es vielleicht auch jemanden unter ihnen, für den dieser Wandlungsprozess hin zur Distanz erst viel später einsetzte?

Regina Schild: Ich kann das beantworten, möchte Sie aber auch erst einmal ganz herzlich begrüßen. Ich finde es sehr bewundernswert, dass Sie Jahr für Jahr hierherkommen und die Kraft dazu haben. Machen Sie das weiter, das ist gut so.

Ich bin als Kind so aufgewachsen und erzogen worden: „Zu Hause kannst du alles sagen, in der Schule redest du nicht über alles.“ Meine Kindheit und Jugend war sehr durch die Kirche geprägt. Das erste Mal hatte ich so ein Schlüsselerlebnis mit der Jugendweihe. Ich selber ging nicht zur Jugendweihe und habe dadurch erlebt, dass manche, die ein schlechteres Zeugnis hatten als ich, zur Erweiterten Oberschule delegiert wurden und ich nicht. Meine Lehrerin hat sich dann aber für mich eingesetzt und sagte, ich solle abwarten, ich könne Beruf mit Abitur machen. Ich habe dann auch eine Berufsausbildung mit Abitur gemacht. Man kann also nicht nur alles schwarz-weiß sehen. Ich habe nicht so eine krasse Biografie wie manch anderer hier im Raum, sondern eine ganz banale.

Mich hat in meiner Jugend sehr der Freundeskreis geprägt, den ich in den Kirchenräumen gefunden hatte. Ich ging zum Religionsunterricht, der für Abiturienten zentral in Leipzig stattfand. Wir hatten dort den Studentenpfarrer Luckhaupt als Religionslehrer und bekamen nicht nur Religion gelehrt, sondern redeten auch über den 17. Juni 1953 oder über den Prager Frühling. Wir lasen Bücher, die wir von unserem Kaplan oder Pfarrer bekamen und die eigentlich verboten waren. Ich habe einen großen Freiraum in der Kirche erlebt, und nicht nur einen Freiraum, sondern auch einen Bildungsraum. In der Jugend haben wir uns oft in diesem Kreis getroffen und alle möglichen Dinge gemacht, aber ich habe dann relativ schnell geheiratet und Kinder bekommen. Aus meinem damaligen Kreis sind viele in den Westen gegangen, manche geflüchtet, andere ausgereist.

Wir haben uns dann einen neuen Freundeskreis aufgebaut, der nicht nur christlich war. Und als wir unsere drei Kinder nicht zu den Pionieren gaben, hatte ich ein zweites Schlüsselerlebnis. Gute Freunde fragten: „Warum tragt ihr eure eigenen Ideen auf dem Rücken eurer Kinder aus? Sie können vielleicht beruflich nichts wer-



den, sie werden zu Außenseitern und müssen, nur weil ihr es so wollt, alles Mögliche ausbaden.“ Das war sehr schwierig für uns, weil wir natürlich wussten, dass unsere Kinder dadurch wirklich Nachteile haben konnten, und wir wollten unseren Kindern nicht wehtun. Das waren erst einmal einige meiner Schlüsselerlebnisse für die Unfreiheit in der DDR. Man konnte nicht selbstbestimmt leben, denn wenn man etwas nicht DDR-konformes machte, hatte man Nachteile.

Michael Kraske: Wie sind Sie mit diesem inneren Dilemma umgegangen? Ich kann mir das gut vorstellen, man hat Kinder, man will nicht, dass sie leiden, aber man will seinen Prinzipien auch treu bleiben. Gab es da eine feste Richtschnur oder haben Sie das situativ aus dem Bauch heraus entschieden?

Regina Schild: Wir haben das nicht aus dem Bauch heraus entschieden. Ich sagte ja, dass ich mit dieser Haltung aufgewachsen bin: „Hier darfst du alles sagen, draußen nicht.“ Ich wollte es bei meinen Kindern anders machen, irgendwie ehrlicher. Ich weiß, dass ich sehr erschrocken war, als mir bewusst wurde, dass ich meine Kinder in eine Außenseitersituation bringe. In unserer Kirchengruppe haben wir das aber alle so gemacht und einander sehr gestärkt. Den Kindern haben wir erklärt, warum wir

das so machen. Wir haben uns dann permanent versucht einzumischen, um unsere Kinder zu verteidigen. Ich war ständig in der Schule gefragt, um die Rechte meiner Kinder durchzusetzen. Es war unheimlich anstrengend, und das hat mir die DDR so verleidet, dass ich sie fast nicht mehr ertragen habe.

Michael Kraske: Frau Urban, Sie haben fünf Kinder. Kennen Sie diese Gefühle auch als Mutter? Haben Sie die gleichen Kämpfe ausgefochten?

Elke Urban: Oh ja, die kenne ich sehr genau, ich komme später noch einmal darauf zurück. Ich grüße Sie auch erst einmal sehr herzlich von hier und freue mich, dass ich wieder hier sein darf. Kindheit und Jugend in der DDR, das beschäftigt mich jetzt spätestens seit meiner Arbeit im Schulmuseum sehr intensiv, aber auch lange vorher als Lehrerin musste ich mir natürlich Gedanken darüber machen, was ich den Kindern antue und was ich da überhaupt unterrichte.

Noch vorher gab es für mich ein ganz gravierendes Schlüsselerlebnis. Ich war 14 Jahre alt, es war 1964. Ich komme aus einem sehr behüteten, christlich-musikalischen Elternhaus, aber mein Vater war Lehrer an einer EOS. Als einziger Nichtgenosse war er dort ständig in der Gefahr, versetzt oder entlassen zu werden. Sein Kollege wurde entlassen, weil er einmal sonntags in der Kirche Orgel spielte, das stand uns als warnendes Beispiel vor Augen. Ich bin in dieser Schizophrenie aufgewachsen, in der Schule den braven Pionier zu spielen, alles zu sagen und zu tun, was erwartet wird, und die Aufsätze so zu schreiben, wie es der Lehrer lesen will. Dafür schäme ich mich. Ich habe das mitgemacht wie alle. Niemand, kein Lehrer, kannte meine eigentliche Einstellung.

Irgendwann rückte der Termin der Jugendweihe wie eine drohende Lawine auf mich zu. Ich wusste mir in meiner Not keinen anderen Rat, als zum Pfarrer zu laufen und zu hoffen, dass er mir davon abrät mitzumachen. Leider tat dieser Pfarrer, den ich sehr geschätzt und mit dessen Söhnen ich immer gespielt habe, das nicht, sondern sagte: „Du wirst dir doch nicht deine Zukunft verbauen. Deine großen Geschwister dürfen nicht studieren, nur weil sie nicht bei der Jugendweihe waren. Mach das doch mit, ein Jahr später kommst du dann zu mir zur Konfirmation und alles ist wieder gut.“

Nichts war gut. Ich habe das als für mich gravierendes Erlebnis in Erinnerung behalten, weil ich bei dieser Jugendweihe etwas mitgemacht habe, das mir völlig gegen den Strich ging. Meine Mutter erkannte meine Not und sagte mit ihrem sächsischen Mutterwitz: „Mach dir doch nicht so ‘ne Rübe. Wenn die anderen sagen: ‚Ja, das geloben wir‘, sagst du einfach: ‚Ja, das geloben mir.‘ Da gilt es nicht.“ Ich habe nicht mal das gesagt, sondern gar nichts. Ich wollte auch keine Feier haben und keine Geschenke. Ich habe ein mittelmäßiges Kleid angezogen, abgelatschte Schuhe getragen

und kam mir total blöd vor neben den ganzen aufgetakelten Mädchen in Stöckelschuhen, die gar nicht darin laufen konnten, und den Jungs, eingehängt in ihre Anzüge. Das war so eine absurde Veranstaltung. Aber es war der Punkt, an dem ich für mich entschieden habe, so etwas nie wieder mitzumachen, nie wieder an etwas teilzunehmen, das gegen mein Gewissen geht.

Und das ist schwergefallen. Ich kam in der Studienzeit noch einmal an so eine Grenze. Ich wollte natürlich nicht Lehrer werden mit diesen Vorerfahrungen in dieser schizophrenen Welt und hatte ja auch gesehen, wie mein Vater darunter litt. Ich wollte Musikwissenschaft, Klavier und Romanistik studieren. Das wurde alles nicht gestattet, in der DDR wurde ja jeder in einen Beruf gelenkt. Zu seinem Traumberuf hat es wohl fast niemand geschafft. Also wurde ich Lehrerin und kam dann auch für ein paar Jahre in den Schuldienst.

Um Lehrer werden zu dürfen, musste man am Wehrlager teilnehmen. Das war wieder so ein Punkt. Ich sagte mir: „Du fasst das Gewehr nicht an!“ und suchte nach Hintertüren, um mich davor drücken zu können. Es ist mir in der Schulzeit gelungen, indem ich jedes Mal sagte: „Ich spiele die Leiche.“ Eine Leiche brauchte nicht zu schießen, die konnte im Gebüsch warten, bis die anderen sie fanden. Damals gab es natürlich noch nicht so tolle Schminke, sondern man wurde mit Vierfruchtmarmelade dekoriert. Das war im Juni nicht so toll, mit Marmelade im Gesicht, aber ich war stolz darauf, dass ich mich auf diese Weise verweigern konnte.

Aber insgesamt muss ich sagen, die gesamte Schulzeit mit dieser Verlogenheit, mit dieser für mich sehr bedrückenden Erziehung zum Hass auf Westdeutschland, wo ich Verwandte hatte, Tanten und Onkels, die ich sehr mochte, und eine Freundin in Frankfurt am Main, mit der ich oft Briefe austauschte – das war für mich alles so absurd, dass ich froh war, als die Schule hinter mir lag.

Zwei Lehrer muss ich allerdings in Schutz nehmen, die nicht systemkonform waren, denen ich vertrauen konnte und denen ich bis heute sehr dankbar bin. Man darf bei diesen Erzählungen nicht vergessen: Es gab bestimmt in jeder Schule auch den einen oder anderen Lehrer, der einem manchmal mit einem kleinen Augenzwinkern zu verstehen gab: „Nimm das jetzt mal nicht so tragisch, da kommen wir schon drüber weg.“ Die große Linie aber war natürlich verheerend für jemanden, der immer wieder sein Gewissen befragte. Entweder hat man das Gewissen abgeschaltet oder man war so veranlagt und erzogen wie ich, dann war es extrem problematisch.

Michael Kraske: Ein permanentes Dilemma, dem man ausgesetzt war.

Elke Urban: Ich würde es Schizophrenie nennen.

Michael Kraske: Herr Dr. Schöne, gab es für Sie ein solches Schlüsselerlebnis, an das Sie sich erinnern?

Dr. Jens Schöne: Nach all den bewegenden Geschichten hier komme ich mir mit meiner schon fast trivial vor, aber ich glaube, sie verrät auch etwas über die DDR und ihr Scheitern. Ich bedanke mich zunächst ebenfalls, dass ich hier sein darf. Dass ich vielleicht nicht so viel erzählen kann, hat mit dem zu tun, was Frau Kliese bereits gesagt hat. Wenn man die DDR nur als junger Mensch kannte, dann erkannte man nicht unbedingt alles. Ich bin Jahrgang 1970 und tatsächlich gab es für mich einen absurden Moment von großer Tragweite. Im Frühsommer des Jahres 1988 holte man in der Betriebsberufsschule des Volkseigenen Gutes Kaltenhausen in Südbrandenburg alle Zwölfklassler, die dort Berufsausbildung mit Abitur machten, darunter ich, zusammen, um ihnen zu verkünden, ob sie im Jahr darauf studieren durften. Oben im Saal war ein großes Podium wie hier, da saßen der Schuldirektor und andere Funktionäre, unten saßen wir Schüler. Und nun wurde verlesen, wer studieren durfte und wer nicht. Alle mit einem Notendurchschnitt von bis zu 2,8 bekamen einen Studienplatz. Es gab nur zwei Ausnahmen, einen Freund von mir und mich. Wir hatten beide einen Durchschnitt von etwa 2,0. Warum durften wir nicht? Weil wir uns nicht bereiterklärt hatten, den dreijährigen Ehrendienst bei der NVA zu absolvieren. Ich hatte schon mit einer Absage gerechnet, insofern hat mich das nicht zutiefst getroffen. Aber es ging doch ein Raunen durch die Lehrerschaft, als gerade wir beide rausgekegelt wurden. Und zwar nicht, weil wir so besonders toll oder besonders schlau gewesen wären, sondern weil jeder genau wusste, dass wir etwas konnten, das viele derjenigen, die damals auf SED-Ticket anfangen Karriere zu machen, nicht konnten. Wir konnten organisieren und wir konnten strukturiert handeln. Das war in der DDR-Landwirtschaft der 1980er Jahre überlebensnotwendig. Ich saß da und dachte: Wie blöd sind die eigentlich? Wie können sie Leute Karriere machen lassen, die nichts können außer Parteilieder nachzusingen? Und das in einer Situation, in der alles schon erkennbar am Wanken war. Das war für mich der Moment, in dem ich begriff, dass etwas schief läuft und nicht auf Dauer gut gehen kann. Wobei ich nicht dachte, die DDR bricht demnächst zusammen, das war für mich unvorstellbar, denn ich kannte nichts anderes. Aber dass man, nur weil jemand nicht bereit war, gewisse Dinge zu erbringen, bereit war zu sagen: „Egal, dann bricht es eben zusammen“, das fand ich einigermaßen merkwürdig.

Michael Kraske: Jeder von Ihnen scheint diese Erfahrungen gemacht zu haben, die im besten Falle absurd waren, im schlimmsten Fall starke Gewissenskonflikte produzierten. Trotzdem gerät man, um noch mal auf meine Fremdschilderung durch die Freunde zurückzukommen, beim Erzählen über DDR und Kindheit und Jugend in der DDR ja sehr oft und sehr schnell ins Anekdotische. Man kommt, wenn man zuhört, ganz schnell auf die Nischen, die sich jeder gesucht hat, und das Ganze be-

kommt so eine Leichtigkeit. Der angesprochene Freund zum Beispiel war großer Rolling-Stones-Fan. Er hat sich alle Platten besorgt, und manchmal, wenn wir sprechen, fällt die unterschiedliche Ost-West-Sozialisation gar nicht so sehr auf. Nur dass sein Zugang zu diesen „Heiligtümern“ ein schwierigerer war. Herr Dr. Schöne, dazu die Frage an den Wissenschaftler: Was sagen die Akten dazu, wie sehr steckt in dieser Erinnerung, dass man sich Nischen schuf, das Gefühl, frei zu sein, in der Musik, in Subkulturen bis hin zu Punk? Konnte man sich da wirklich frei bewegen? Wie viel von diesen Subkulturen und alternativen Versuchen sind trotzdem von Staat und Stasi durchdrungen worden? Und sind Sie umgekehrt auf Bereiche gestoßen, in denen es wirklich so etwas gab wie ein kleines Leben, das der Staat nicht so genau im Blick hatte?

Dr. Jens Schöne: Diese Nischen im Sinne von herrschaftsfrei gab es nicht. Man konnte sich so fühlen, man konnte in seinem Kleingarten sein und denken, hier ist niemand. Auch ich habe damals Schallplatten gekauft und fühlte mich frei. Man dachte oft, man wird nicht beobachtet, aber letztlich wurde man das doch. Das ist ja der perfide Teil der Diktatur. Nicht alles, was zu ahnden wäre, wird unbedingt geahndet, aber die Machthaber haben immer etwas in der Hand. Insofern muss man sehr genau zwischen dem subjektiven Gefühl unterscheiden, eine Nische zu haben und sich frei zu fühlen, und der Tatsache: Nischen gab es nicht. Wir sprechen von einer durchherrschten Gesellschaft. Man kann über diesen Begriff diskutieren, aber er deutet schon sehr klar an, worauf ich hinaus will. Wenn Sie sich auch nur in irgendeiner Weise aus dem üblichen Rahmen hinausbewegten, dann konnte es Ärger geben. Ein Beispiel: Ende der 1980er Jahre gab es in Thüringen ein Projekt, da wollten Bauern Rhönschafe züchten, alte Rassen, die es gar nicht mehr gab. Der Staat fand die Idee eigentlich toll und ließ die Bauern machen, beobachtete sie aber. Kritisch wurde es in dem Moment, als festgestellt wurde, dass auch Erbgut eines Schafes von der anderen Seite der Grenze nötig ist. Da wurde das Projekt sofort abrupt unterbunden. Sobald auch nur ein bisschen vom Weg abgegangen wurde, griff der Staat zu. Natürlich haben auch wir unsere Partys gefeiert und haben uns frei gefühlt, das gab es alles. Ich warne auch ausdrücklich davor zu sagen, dass man immer überwacht war, dass hinter jedem Baum die Stasi stand und alle immer nur geweint haben – so war es ebenfalls nicht. Aber man muss sagen, dass es diese Nischen tatsächlich nicht gab.

Michael Kraske: Frau Urban, Sie sagten, wie man seine Schulzeit erlebte, hing davon ab, an welchen Lehrer man geriet. Obwohl erwiesen ist, dass Partei und Staat komplett den Schulapparat durchdrungen hatten: Wie viel kleine Autonomie konnte ein Lehrer überhaupt für seine Schüler herausholen, der nicht zu 100 Prozent li-

nientreu war, sondern versuchte, humanistische Werte hochzuhalten? Was ist Ihre Erfahrung?

Elke Urban: In meiner eigenen Schulzeit habe ich zwei Lehrer erlebt, die uns noch so etwas wie humanistische Bildung vermittelt haben. Der Deutsch- und Geschichtslehrer, den ich an der EOS hatte, ist ein Jahr nach unserem Abitur an die Berufsschule versetzt worden. Er war neben meinem Vater der einzige Nichtgenosse und wurde dafür bestraft. Es gab mehrere Säuberungswellen, in deren Folge die Nichtgenossen nacheinander von der Schule entfernt wurden. Dieser Lehrer hat uns stark geprägt, wir haben ihn sehr verehrt. Wir waren eine reine Mädchenklasse, er war ein junger Lehrer, den wir alle sehr gemocht haben. Ich kann nur in allerhöchsten Lobestönen über ihn sprechen. Ich habe aber auch in Erinnerung, dass er Geschichte so vermitteln musste, wie es der Lehrplan vorschrieb, und mir sträubt sich heute alles, wenn ich die alten Geschichtsbücher anschau: Geschichte als gesetzmäßige Entwicklung, in Epochen eingeteilt, und nach dem Kapitalismus kommt der Sozialismus und danach der Kommunismus. Da greift man sich an den Kopf, wir wissen alle, dass das Quatsch ist. Aber damals haben wir das, weil wir den Lehrer so mochten, nicht hinterfragt, keine kontroversen Debatten geübt, sondern einfach ihn als Persönlichkeit sehr geachtet. Seine Deutschstunden waren für uns so gut, dass ich mit 15 Jahren freiwillig den gesamten Schiller, den ganzen Goethe und auch noch den kompletten Shakespeare gelesen habe. Das war gar keine Schulaufgabe. So stark hat mich dieser Lehrer beeindruckt.

In der Grundschule hatten wir eine Lehrerin, die mir zu verstehen gab: „Du kommst zwar aus einem bürgerlichen Elternhaus, Arbeiterkind wäre besser, aber wenn du dich anstrengst, kannst du etwas erreichen.“ Die soziale Herkunft war damals im Klassenbuch vermerkt: „Bürgerliches Geschlecht“ war nicht so gut angesehen, auch „I“ für Intelligenz war nicht so gut wie das „A“ der Arbeiterklasse und „S“ war noch schlechter, das waren die Sonstigen, die Kinder von Freiberuflern oder Pfarrern. Diese Lehrerin hat mir immer das Gefühl vermittelt, dass es nicht nur darauf ankommt.

Es gab aber auch andere Beispiele. Wenn ich an Caritas Führer denke mit ihrem Buch „Die Montagsangst“: Sie beschreibt darin, dass sie sich anstrengen konnte, wie sie wollte, ohne dass die Lehrerin es anerkannte. Das hatte für sie die gravierende Konsequenz, ihre ganze Kindheit über das Gefühl zu haben, sie könne tun, was sie wolle, es nütze nichts. Das ist mir Gott sei Dank erspart geblieben. Ich bekam tatsächlich das beste Zeugnis der Klasse. Ich war gar nicht so ein Streber, ich habe auch andere abschreiben lassen, aber ich bekam es eben. Dann in der Oberschule: Es gruselt mich, wenn ich diese Zeugnisse heute sehe. Da steht tatsächlich in Russisch im



Abitur eine Eins. Ich kann überhaupt kein Russisch. Zumindest diese Zensur habe ich nicht zu Recht bekommen. Oder Staatsbürgerkunde, da hatte ich immer eine Zwei. Eine Eins konnte ich nicht bekommen, da hatte ich das falsche Elternhaus, aber auch eine Zwei hatte ich nicht verdient. Ich weiß, wie viel ich für diese Zwei in Staatsbürgerkunde gelogen habe. Das sind Erinnerungen, die einem wieder bewusst werden, wenn man die alten Schulbücher anfasst.

Ich habe durch die Arbeit am Schulmuseum ganz viel mit diesen DDR-Schulbüchern gearbeitet und bin ein bisschen traurig, dass das so wenige Leute tun. Es gibt natürlich nostalgische Erinnerungen. Wenn die Fibel daliegt, das erste Lesebuch, sagen viele: „Ach schön, die Bilder, toll.“ Aber dass auf Seite eins ganz groß ein Fahnenappell dargestellt ist, weiß niemand mehr, komisch. Die Zeitzeugen haben das alle vergessen. Welche Botschaft sollte das an Schulanfänger vermitteln? „Werde Pionier, das ist das Wichtigste.“ Und dann auch die entsprechenden anderen Illustrationen. Wir gehen mit unseren Erinnerungen an Schule sehr selektiv vor und schützen uns vor schlechten und unangenehmen Dingen. Das Verdrängen ist normal, glaube ich. Man möchte sich diese wunderbare Kindheit nicht beschädigen lassen.

Ich musste mir auch sehr oft auf die Zunge beißen, wenn ich ehemalige Pionierleiter interviewt habe. Ich habe sie aber nicht unterbrochen, sondern weitererzählen las-

sen, wenn sie ins Schwärmen kamen wie ehemalige Hitlerjungen, die noch heute feuchte Augen bekommen, wenn sie von der HJ erzählen oder Frauen vom BDM. Ja klar, das waren Methoden, mit denen man Kinder und Jugendliche eingefangen hat, die ein Leben lang Spuren hinterlassen haben: „Es war ja auch nicht alles schlecht, es war doch eigentlich schön, wir hatten ein wunderbares Gemeinschaftsgefühl.“ So ein Halstuch, egal ob bei der HJ oder den Pionieren, schafft eben Gemeinschaft. Das ist ein Thema, für das ich sehr angefeindet werde: Im Museum setze ich die Hitlerjugend und die FDJ direkt gegenüber, weil ich zeigen will, dass Uniformen eine ganz besondere Bedeutung haben und dass, wer die Uniform nicht tragen konnte oder wollte, auch ein Leben lang geprägt ist.

Michael Kraske: Ich möchte anknüpfen, Herr Rathenow, nun in Ihrer Funktion als Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der Diktatur: Ist dieser große Bereich Schule und damit dieses Stück Sozialgeschichte von Lehrern, die nach strengen Vorgaben lehrten, und Schülern, die Manipulation erfahren haben, bereits genügend aufgearbeitet oder hat man das Thema erst einmal beiseitegeschoben? Man könnte ja Befunde wie die Welle der neuen Begeisterung für die Jugendweihe als Indiz dafür nehmen, dass bei vielen die schöne Erinnerung obsiegt hat und die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Schulzeit gar nicht geführt worden ist.

Lutz Rathenow: Ein Genügend gibt es nie. Ich würde sogar noch darüber hinausgehen, denn es geht nicht nur darum, die Dinge aufzuarbeiten, sondern sie zu vitalisieren, sie zu erzählen, sie auf unterschiedliche Weise vergleichend darzustellen. Hier im Raum sind beeindruckende Biografien, die in der Dramatik dessen, was mit Menschen passiert ist, viel weitergehen als zum Beispiel meine Biografie. Ich freue mich, dass heute Nachmittag etwas aus dem Buch „Das lässt einen nicht mehr los“ von Frau Dr. Nancy Aris zu hören sein wird. Ich freue mich auch, dass heute Menschen hier sind, die in dem Buch vorkommen. Für mich ist ganz spannend in meiner Arbeit, dass ich die Möglichkeit habe, mich auf verschiedenen Ebenen mit den Erfahrungen und Lebenswirklichkeiten anderer zu vergleichen und das wissenschaftlich aufzuarbeiten. Zum Beispiel die Biografie von Christoph Wonneberger, die in unserer Schriftenreihe erschienen ist, zeigt, wie jemand sich herausgearbeitet hat, wie jemand in eine Renitenz und dann in eine Opposition hineingekommen ist.

Ich glaube, was Sie über die Jugendweihe sagten, hat mehr mit der Säkularisierung der DDR zu tun. Diese sogenannten neuen Bundesländer und noch ein Stück in Tschechien sind die religionslosesten Gegenden Europas, manche sagen, der Welt, aber das weiß ich nicht.

Schule aber spielt eine große Rolle. Wenn man überhaupt auf eine Schule kam! Ich war ein schlechter Schüler. Mich hat alles an der Schule interessiert außer dem

Unterricht. Ich hatte den schlechtesten Durchschnitt, als ich an die EOS kam. Ich wäre ohne den Einfluss meines Vaters nie dahin gekommen und hätte gar nicht studieren können. Die Frage wäre dann gar nicht aufgetaucht. Insofern sollte über diese ganzen Mechanismen noch sehr viel mehr erzählt, verglichen, revitalisiert werden.

Ich möchte nur erinnern: Wenn wir über Jugend in der DDR reden, gibt es auch Themen, die noch nicht berührt wurden. Ich war auch jung in der Schule, ja, aber auch bei der Armee, die ich als die schlimmste Zwangsdisziplinierung erfahren habe. Da ist der männliche Teil der Bevölkerung etwas anders behandelt worden als der weibliche. Ich habe mal jemanden in Jena getroffen, wo vielleicht der Anteil der etwas Verrückten höher als woanders war, der, nur um nicht zur Armee zu müssen, ernsthaft überlegte, sich einer Geschlechtsumwandlung zu unterziehen, das war in Jena damals relativ leicht.

Ich hatte auch ein Jungsein als Arbeiter, nachdem ich dreieinhalb Jahre ein Jungsein als Student hatte. Und als immer noch ziemlich junger Arbeiter kam ich in einen Betrieb der sozialistischen Großproduktion, wo eine völlig andere Atmosphäre herrschte. An den verschiedenen Stellen gab es völlig verschiedene Disziplinierungsformen mit unterschiedlichen Freiheitsmaßen. In der Schule, da kann ich meinen Vorrednerinnen wirklich nur Recht geben, war das Maß abhängig von der Art der Schule. Die Carl-Zeiß-Speziialschule hat natürlich sehr viel mehr an Druck, naturwissenschaftlicher Anregung und Disziplinierung produziert, aber auch auf die Lehrer, das Umfeld und den Ehrgeiz der Eltern traf das zu. Die Schule wird ein Schlüssel sein in der Verbindung von DDR-Geschichte und heute, weil sie an etwas anknüpft, das junge Menschen heute auch erleben. Sie können sich in viele Situationen hineinversetzen. Um Geschichte als Gegenwart zu revitalisieren, ist es wichtig, Situationen anzubieten, die auch heute für jemanden in ihrer Unterschiedlichkeit vorstellbar werden.

Michael Kraske: Mein Eindruck ist, dass sich in den vergangenen Jahren tatsächlich auch in der Wahrnehmung etwas geändert hat. Es gab eine Flut von ambitionierten Spielfilmen, die sich mit dieser Zerrissenheit beschäftigen, die schon in den ersten Wortmeldungen auf dem Podium deutlich wurde. Diese Filme haben eine große Qualität, die es unmittelbar nach 1989/90 noch nicht gab. Jetzt zeichnen sie nicht mehr schwarz-weiß, sondern lassen zu, dass es in der DDR für den Einzelnen auch schöne Momente und Entwicklungen gab, Höhen und Tiefen, und verknüpfen das jeweils mit staatlichem Einfluss. Manchmal habe ich das Gefühl, dass über diese Zeit, über Kindheit, Jugend und Erwachsenwerden in der DDR mehr erzählt und berichtet wird als über die jungen Jahre in der Bundesrepublik. Trotzdem, Frau Schild: Aus Ihrer Arbeit, Ihrer Beschäftigung mit den Akten – was sind nach wie

vor blinde Flecken? Welche Themen begegnen Ihnen, die in diesen Darstellungen, die sich bereits um ein differenziertes Bild bemühen, immer noch nicht vorkommen. Was aus Ihrem Tätigkeitsbereich sollte stärker wahrgenommen werden?

Regina Schild: Das ist jetzt schwierig zu sagen. Vielleicht mal so: Nicht nur die Stasi hat mitgewirkt, sondern, wenn man es mit heutigen Worten sagt, ein Netzwerk. Die SED hat die Richtung vorgegeben und viele Machtinstrumente wirkten mit. Das größte Machtinstrument war die Stasi, die natürlich selbstständig wirken konnte. Man sieht in den Akten, wie alles miteinander verknüpft war, die Lehrerschaft, die Direktoren, der Einsatz der IMs, und dass die Stasi in alle gesellschaftlichen Bereiche hineinwirken konnte. Aber es wirkten eben viele andere Bereiche und Institutionen mit – es war ein großes Netzwerk, das die Diktatur mit erhalten hat und mitwirkte. Ich kann jetzt schlecht sagen, dass das ein Thema ist, das noch nicht erforscht ist. Wir haben sehr viele Forscher und Forschungsbereiche und wir haben von Schülern bis hin zu Wissenschaftlern, die zu uns kommen und in den Akten lesen. Die Schüler haben natürlich eigene Themen und eigene Themenbereiche. Teilweise bekommen sie diese ja vorgegeben. Da gibt es unter anderem den Wettbewerb des Bundespräsidenten, der Themen vorgibt, oder sie haben ein eigenes Interesse und wollen zum Beispiel zur Vergangenheit ihrer Schule forschen.

Michael Kraske: Was interessiert die Schüler, die heute zurückschauen in die Zeit, die sie nicht selbst erlebt haben?

Regina Schild: Sie wollen wissen, warum das so reibungslos funktionieren konnte. Sie fragen, warum sich nicht alle gewehrt und gesagt haben: „Das machen wir nicht mit.“ Das ist den Schülern sehr unverständlich. Viele wollen wissen, wie sich ihre Eltern in dieser DDR bewegt haben. Manche Eltern wollen daraufhin selber ihre Akte sehen. Manche Jugendliche berichten, dass ihre Eltern die Akte nicht sehen wollen, das Interesse ist sehr unterschiedlich.

Michael Kraske: Diese ausbleibende Beschäftigung der jüngeren Generation mit dem, was die Elterngeneration gemacht hat, ist immer wieder bemängelt worden. Kommt das noch oder wird das ganz ausbleiben, Herr Dr. Schöne? Eine These sagt, mit den Verwundungen durch die Wende habe eine Solidarisierung der jüngeren mit der älteren Generation stattgefunden. Ist man zwischen den Generationen immer noch zu vorsichtig in dem, womit man die Eltern konfrontiert: „Wie war das denn für dich, wie hast du dich denn verhalten?“

Dr. Jens Schöne: Ich unterrichte jetzt seit zehn Jahren an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ich biete jedes Semester ein bis zwei Seminare an, immer zur DDR-Geschichte. Seit ich 2007 begonnen habe, hat sich der Umgang mit dem Thema fundamental verändert. Allerdings möchte ich an der Stelle auch etwas Fröhlichkeit ver-

sprühen, weil wir ja sonst immer jammern: „Das interessiert die jungen Leute nicht, sie wollen das gar nicht mehr wissen.“ Ich nehme das ganz anders wahr. Das Interesse ist da. Was sich aber grundlegend geändert hat: Für die heutigen Studierenden, die alle nach 1990 geboren sind, ist die DDR so weit weg wie beispielsweise die Schlacht im Teutoburger Wald. Sie haben, außer wenn ihre Eltern aus der DDR kommen, keinen direkten Bezug mehr dazu. Im Gegensatz zu manch anderem finde ich das aber nicht schlimm. Das ist ein ganz normaler Prozess der Historisierung. Die Seminarteilnehmer interessieren sich für unsere Themen. Vor allem für Zeitzeugen und für deren Geschichten interessieren sie sich immer. Deshalb: Reden Sie miteinander! Das ist eine Konstante, die das Interesse am Thema wachhält.

Der andere Punkt ist: Wir müssen nach vorn schauen und anfangen zu überlegen, wie wir einer Generation, die keine DDR-Erfahrungen hat, vermitteln können, was die DDR war. Ich habe jetzt noch keine endgültige Antwort, aber das werden wir uns überlegen müssen, sonst verlieren wir die jungen Menschen tatsächlich. Eine meiner Beobachtungen: Die Seminare sind überlaufen. Die Studenten kommen. Aber sie gehen sofort wieder, wenn wir in simple Schwarz-weiß-Interpretationen verfallen. Damit überzeugen wir sie nicht.

In ihrem Kontakt mit den Eltern nehme ich eine gewisse Leichtigkeit wahr, weil sie einfach miteinander reden. Ich habe natürlich als Lehrer junger erwachsener Menschen immer wieder das Problem, dass ihnen das, was im Seminar verhandelt wird, zunächst total einleuchtet, aber sie beim nächsten Mal erklären: „Meine Mutter sagt, es war ganz anders.“ Deshalb muss man ins Gespräch kommen, muss sich austauschen. Ich bin durchaus optimistisch, dass dieses Thema auch in Zukunft Interessierte finden wird. Natürlich ist Jungsein und Schule ein Thema, womit man junge Menschen am Gesamtthema interessieren kann.

Fazit: Es gibt gar nicht ganz so viele Gründe, darüber erschüttert zu sein, dass das Thema vermeintlich nicht mehr trägt. Im Gegenteil, in letzter Zeit beobachte ich, dass ich immer mehr Anfragen von Abiturienten bekomme. Die schreiben mir eine E-Mail: „Sehr geehrter Herr Dr. Schöne, ich mache meine fünfte Prüfungskomponente im Abitur und würde mich gern mit der DDR beschäftigen. Folgendes Thema habe ich mir ausgedacht: ...“ So in dem Stil. Es scheint dahingehend ein Netzwerk zu geben, denn das häuft sich. Wenn so eine Anfrage kommt, kann ich natürlich nicht im hochwissenschaftlichen Duktus über Diktatur und sowjetische Vorgaben sprechen, sondern muss bei der Lebenswirklichkeit anfangen. Und schon sind wir wieder beim Thema Jungsein und Schule, was sie dann einfach interessiert.

Michael Kraske: Frau Urban, Sie haben das mit gespielter Geschichte versucht, als Frau Lehmann. Was sind Ihre Erfahrungen? Reagieren die Schüler auf diese Frau



Lehmann, als wäre sie eine Person aus dem 19. Jahrhundert, ganz weit weg? Oder wo sehen Sie Anknüpfungspunkte zu Problemen, die sie vielleicht heute auch noch haben?

Elke Urban: Es ist ein Versuch. Bis jetzt bin ich leider immer noch die Einzige, die sich das traut. Ich hoffe immer noch darauf, dass auch andere Museen das Konzept übernehmen, denn man kann DDR-Unterrichtsstunden mühelos nachspielen. Es ist von den Quellen her völlig klar, wie Schule sein sollte, wie jedes einzelne Unterrichtsfach in der einzelnen Unterrichtsstunde ablaufen sollte, dafür gab es Unterrichtshilfen. Viel schwieriger ist es zu vermitteln, was eine typische DDR-Lehrerin ist, denn die gab es nicht. Jeder Lehrer war anders. Deshalb habe ich lange gebraucht, um diese Frau Lehmann zu erfinden. Und mir war klar, dass ich gleich verloren habe, wenn ich eine Lehrerin spiele, die den Holzhammer schwingt. Die Kinder und Jugendlichen würden sofort protestieren und sagen, dass ihnen ihre Eltern etwas ganz anderes erzählt hätten. Die hätten nur nette Lehrer gehabt. Klar spiele ich also eine sehr nette, freundliche Lehrerin. Das ist im Grunde auch das Perfide an der Rolle. Denn ich bringe die Klasse, so wie sie kommt, dazu zu erkennen: „Wir sind Mitläufer.“ Sie können nicht widersprechen. Weil die Mechanismen, die ich da so funktionieren lasse, genauso funktionieren wie in jeder Diktatur.

Alle tragen ein Halstuch außer einem. Ich gebe allen das Gefühl: Wir sind die Guten, da sind die Bösen, die Kriegstreiber in der BRD. Von denen ist die Rede in der Heimatkundestunde. Wir lernen die Gesetze der Thälmannpioniere. Und das Verrückte ist, dass fast immer dasselbe funktioniert, egal ob die Gruppe aus dem Westen oder dem Osten kommt, ob es Lehrer oder Studierende sind: Es kann keiner diesen einen Nichtpionier in Schutz nehmen. Dabei wäre es so einfach. Es hat ja keine Konsequenzen, wenn man da aufsteht und sagt: „Wieso darf der Christian nicht mitkommen? Wenn der nicht mitkommen darf, komme ich auch nicht mit.“ Da geht es um den Besuch bei der Patenbrigade. Wissen Sie, dass in 2 000 Stunden dieser Satz nur drei Mal gesagt wurde? Und nur ein einziges Mal, bei einer Hauptschulklasse aus Soest, die acht Stunden Fahrt hinter sich hatte, war schon nach zehn Minuten die Stunde beendet, weil einer sofort aufstand, sein Halstuch nahm, es in die Ecke schmiss und alle anderen hinter ihm dasselbe machten. Die warfen alle ihre Halstücher weg und ich sagte: „Prima, wir können aufhören, ihr braucht die Stunde nicht, ihr wisst, was Demokratie ist.“

Es geht darum, dass sie erkennen: „Demokratie funktioniert nur, wenn wir keine Mitläufer sind.“ Oder wenn es wenigstens zwei oder drei gibt, die sich trauen aufzustehen und sagen: „Das mache ich jetzt nicht mit.“ Es ist total fies, und das erkennen wir dann in der Nachbesprechungsrunde. Ich kenne keine bessere Methode, um den Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur zu erklären. Man muss es selbst erleben. Und die Jugendlichen, die in diese Stunde kommen, gehen anders raus, als sie reinkommen. So habe ich es zumindest bisher erlebt.

Es gibt nach wie vor ganz viele Anmeldungen von allen möglichen Ecken und Enden, nicht nur aus Deutschland, auch aus dem Ausland, aus Budapest, Prag, Bern oder Wien, es hat sich herumgesprochen. Es ist eine gefährliche Methode, aber sie ist nachhaltig wirksam. Die teilgenommen haben, diskutieren noch stundenlang danach darüber, warum sie sich so verhalten haben.

Michael Kraske: Sie haben tatsächlich die Anpassung gespürt bei Schülern. Wie zeigt sich das, haben Sie ein Beispiel?

Elke Urban: Ich verwende natürlich die Methode des „teile und herrsche“. Ich gebe manchen besondere Funktionen: Es gibt eine Brigadeleiterin, die besonders gelobt wird und die noch einen Bienenstempel mehr bekommt. Es gibt den Ordnungsdienst. Und es gibt einen Schleimer, den Sohn vom Offizier, der ganz besonders nett behandelt wird. Eigentlich bin ich zu allen sehr nett, aber zu manchen eben noch netter. Und dann gibt es den armen Christian, der sich melden kann, wie er will, er kommt einfach nicht dran. Auch etwas, das man beobachten kann: Es gibt keinen, der es laut sagt. Die sehen es alle. Christian sitzt bei mir immer in der ersten Reihe,

damit alle sehen können, dass er sich meldet. Aber es gibt niemanden, der fragt: „Warum nehmen Sie ihn denn nicht dran? Der hat sich doch gemeldet!“

Es ist so verrückt, das zu erleben, aber wenn ich es nicht 2 000 Mal gemacht hätte, könnte ich jetzt nicht so überzeugt darüber reden. Es ist eine Erfahrung, die wir Angepassten – nicht Sie, die in Bautzen saßen – irgendwann alle gemacht haben: Wir haben geschwiegen, wo wir hätten reden müssen. Das ist eine Erfahrung, die Jugendliche auch heute machen müssen, damit sie lernen, dass die Demokratie stirbt, wenn wir nicht rechtzeitig den Mund aufmachen. Wir müssen trainieren zu widersprechen. Und es darf nicht mehr gelten: „Widerspruch nicht, dann geht es dir gut“, sondern umgekehrt: „Wenn du nicht widersprichst, dann geht es dir irgendwann schlecht. Also bitte, trainiere das. Wer widerspricht, wird gelobt.“ So ist es zumindest bei uns im Museum.

Michael Kraske: Ich möchte noch einen Moment bei diesem großen und wichtigen Bereich Schule bleiben. Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich vor einiger Zeit mit einem Politikwissenschaftler geführt habe, der Fortbildungen für Lehrer anbietet. Dabei kamen wir auch auf Demokratie und Demokratieschule zu sprechen. Er erzählte mir, wenn er die Lehrer frage, wie es denn in ihrem Unterricht mit Demokratiethemata oder Toleranzförderung aussehe, dann rissen die meisten erschreckt die Augen auf und sagten: „Um Gottes willen, da halte ich mich raus, sonst laufe ich ja Gefahr, dass ich Staatsbürgerkunde 2.0 mache. Was wir früher gemacht haben, möchte ich heute in die andere Richtung nicht machen.“ Herr Rathenow, ist das momentan vielleicht etwas, das uns hier in Ostdeutschland auf die Füße fällt? Haben Lehrer es nach 1989 vermieden, sich inhaltlich zu positionieren, Haltung zur Demokratie zu beziehen? Vielleicht um die alten Fehler nicht zu wiederholen? Natürlich unterrichten viele Lehrer von damals ja heute noch. Ich erinnere mich auch an Initiativen wie „Für Demokratie Courage zeigen“, wo junge Teams in Klassen gehen, um gegen Vorurteile und Rassismus anzugehen. Die hatten es in Sachsen unglaublich schwer, überhaupt in die Schulen reinzukommen, weil man sagte: „Nein, ihr wollt unsere Schüler zu diesem und jenem erziehen.“ Ist Demokratie an den Schulen aus der DDR-Erfahrung heraus zu kurz gekommen?

Lutz Rathenow: Nach der Friedlichen Revolution war dieser Anpassungsprozess sehr vielschichtig. Viele haben die Umbruchszeit 1990 nur als „Wende“ und manche, gerade in der Schule, sogar als Rückschritt oder Schlimmeres erlebt. Wir mussten unseren Sohn von unserer Schule in Berlin nehmen, weil die Lehrerin 14 Tage zuvor, vor der Maueröffnung, noch gesagt hatte: „Seid froh, dass ihr nicht nach West-Berlin fahren könnt, dort liegen drogensüchtige AIDS-Kranke auf der Straße und versuchen euch mit Spritzen anzustecken.“ Diese Lehrerin hatte bei den Schü-



lern null Autorität, viel hatte sie vorher schon nicht. Ein anderer sagte: „Ich möchte ja ein guter Pluralist werden, nur muss mir jemand sagen, wie ich das zu tun habe.“ Es gab ganz viele Anpassungssituationen. Und es gibt heute sehr unterschiedliche Erfahrungen, ich würde nicht nur auf Sachsen blicken. Wenn das strukturell der Fall ist, dann muss man das tun, aber in Leipzig scheint mir die Situation in Schulen anders zu sein als in Chemnitz und wieder anders in Görlitz.

Meine Stellvertreterin Nancy Aris könnte eine ganze Menge mehr dazu sagen, da sie häufiger in Schulen ist als ich: Wir gehen mit Schauspielern in Schulen, machen etwas Ähnliches wie Frau Urban, aber distanzierter, und haben ausgezeichnete Erfahrungen damit gemacht. Die Anfragen der Lehrer sind sehr vielfältig. Ich selbst mache gelegentlich Kinderlyriklesungen. Erst vor Kurzem war ich damit wieder in Leipziger Schulen unterwegs, in dritten Klassen, und habe dort das DDR-Thema mit hineingenommen. In einem meiner Texte geht es um zwei Stinktiere, die um die Wette stinken, wer am besten stinken könne und sich fragen, warum so etwas verboten sei. „Könnt ihr euch das vorstellen?“ Die Diskussion funktionierte vorzüglich. Was die Lehrerbildung betrifft – ich bin da sehr offen – müssen wir und würden wir

gern mehr unternehmen. Lehrer stehen unter starkem Druck, unter Stress, sie wollen nichts falsch machen, sie wollen nicht überinformieren und nicht durch Information disziplinieren. Ich würde da alles fördern, was für ein offenes Herangehen ist. Auch eine Ausstellung wie das Archiv Bürgerbewegung, Rassismus in der DDR kann man mit gegenwärtigen Problematiken verbinden, besonders in Schulen. Es gibt Schulen, die interessiert sind, und solche, die sich überfordert fühlen. Und vielleicht haben auch ältere Lehrer mitunter Angst, Fehler zu machen, das wäre natürlich ganz falsch.

Ich habe in NRW, ich glaube in Hagen, eine außerordentlich aufgeschlossene Schulklasse erlebt, besonders beim Thema Anwerbung von Mitarbeitern der Staatssicherheit in der DDR. Eine Freundin soll über ihren Freund Berichte schreiben. Dieses Thema hat zu einer ganz lebhaften Debatte geführt. Besonders junge Mädchen mit türkischem Hintergrund waren sehr interessiert, sodass ich das Gefühl hatte, durch ihren anderen kulturellen Hintergrund konnten sie viel leidenschaftlicher diskutieren als Schüler in mancher Schule hier. Insofern kann Fremdheit im Unterricht nur nützen, allerdings sollte das Thema nicht zu kampagnenmäßig hineingetragen werden. Je selbstverständlicher, desto wirksamer. Diese Wege wollen auch wir, soweit wir das können, fördern.

Michael Kraske: Ich möchte an dem Punkt anknüpfen und mal die Mütter fragen, weil es ja immer noch um die Frage geht, wie man das Thema DDR vermittelt. Wie haben Sie das bei Ihren Kindern gemacht? Wie haben Sie über die DDR das Wesentliche erzählt, ohne in die Fallen zu tappen, entweder zu nostalgisch zu werden oder auch im Kleinen das Alltägliche, das als besonders Erlebte überzubetonen, das auch Teil des Staates war?

Elke Urban: Unsere großen Töchter wollten gern zu den Pionieren und das haben wir Ihnen auch erlaubt. Sie wollten keine Außenseiter sein. Wir haben ihnen das freigestellt, sie aber in ihrer Entscheidung dann unterstützt. Unser Sohn, Linkshänder, christliches Elternhaus und kein Pionier, das war das Schlimmste, was einem Kind passieren konnte. Er war der geborene Rebell und ist dann auch einen ganz eigenen Weg gegangen. 1989 war er sehr aktiv dabei und wurde von seinem Staatsbürgerkundelehrer entsprechend kujoniert. Wenige Monate später hat derselbe Lehrer ihn dann hofiert: „Heldenstadt Leipzig, du warst doch dabei.“ Das war für unseren Sohn ganz schlimm. Er hat das kaum verkraftet und ist danach auch nie wieder in eine DDR-Schule gegangen.

Die jüngste Tochter hat DDR-Schule nicht erlebt, aber mein großes Glück – das kann ich hier so sagen, ich freue mich darüber – ist, dass sie Geschichtslehrerin geworden ist und als Einzige auch diese DDR-Stunde im Museum spielt. Insofern hat

sie eine ganze Menge mitbekommen von dem, was ich versucht habe zu vermitteln. Bei den Söhnen bin ich mir bis heute nicht ganz sicher. Gerade der, der nicht Pionier war, ist nicht der geborene Demokrat oder jemand, der für Demokratie eintreten würde, sondern er ist schwierig geblieben. Ich weiß nicht, woran es liegt, der Dritte von fünf Kindern, das ist vielleicht manchmal so.

Bei den Enkelkindern versuche ich sehr behutsam nur das zu beantworten, was sie fragen. Ich werde ihnen nie Antworten auf Fragen geben, die sie nicht gestellt haben. Das empfinde ich als recht gute Methode. Wenn sie ins Museum kommen und etwas wissen wollen, dann sage ich kurz etwas, das sie verstehen. Also, bloß nicht mit Holzhammer. Wir wissen, dass das nicht funktioniert.

Michael Kraske: Frau Schild, Sie haben angesprochen, dass Sie versucht haben, sehr bestimmt und konsequent zu sein. Ihre drei Kinder sind nicht zu den Pionieren gegangen. Hat eines der Kinder Ihnen auch mal vorgeworfen, nach dem Motto: „Ihr werft uns Knüppel zwischen die Beine, ihr macht es uns schwer, es könnte alles so einfach sein“?

Regina Schild: Ja, für sie war es schon schwer. Allerdings muss ich sagen, 1989/90 waren sie dritte und vierte Klasse, insofern hatte sich das mit der Friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung aufgelöst. Aber die Große hat im Nachgang mal gesagt: „Ich wäre schon ganz gerne Pionier gewesen.“ Sie hat sich wohl auch manchmal das Halstuch von einer Freundin geborgt, aber ich habe den Eindruck, dass alle gut durch die Zeit gekommen sind. Sie sind dann aufs Gymnasium, eine neugegründete Schule, gegangen und hatten keine Probleme, in die neue Zeit hineinzukommen. Ich glaube, dass es doch ganz gut war, wie wir es gemacht haben, auch wenn es für unsere Kinder zunächst nicht einfach war. Sie hatten auch einfach ein Stück Glück, dass das Jahr 1989 dann so gekommen ist.

Michael Kraske: Sie haben jeder für sich in sehr beeindruckender Weise schon geschildert, zu welchen Zerrissenheiten und Dilemma-Situationen es kam, die den Alltag und das Leben in kleinen wie großen Entscheidungen komplett bestimmten. Meine Frage an Sie alle: Diese Kindheit und Jugend mit diesen Zerrissenheiten, mit diesem Kampf um Haltung, dem Kampf darum, seinen Weg durch eine unerträgliche Situation zu gehen, wie wirken diese Erfahrungen bis heute für Sie nach? Sehen Sie selber in dem, wie Sie sich verhalten, was Sie gelernt oder vielleicht auch nicht gelernt haben, was Sie können oder auch nicht können, Konsequenzen, die Sie mit in die Gegenwart genommen haben? Herr Dr. Schöne?

Dr. Jens Schöne: Ich bin seit 20 Jahren mit einer Frau aus Westdeutschland verheiratet, ich habe einen Freundeskreis, der sich ziemlich genau jeweils zur Hälfte aus ehemaligen Osis und Wessis zusammensetzt, ich bewege mich in vielen Umfeldern.

Und trotzdem staune ich, wie viel DDR doch noch drin ist, aus Gründen, die sich mir letztlich nicht erschließen. Ich lasse meine Studenten zum Beispiel immer wieder mal raten, woher ich komme, denn es spielt eine Rolle für sie als künftige Historiker, was für eine Biografie der Dozent hat, der ihnen DDR-Geschichte beibringt. Die outen mich alle als Ossi, ich weiß gar nicht warum, aber irgendetwas habe ich offensichtlich, was darauf schließen lässt. Das geht bis in ganz kleine, feine Geschichten.

Ich habe vor einem Jahr mal eine Veranstaltung organisiert, da ging es um Militarisierung in der DDR, ein Thema, von dem ich selber keine Ahnung habe, aber worüber dort viele kluge Leute sprachen. Als ich selber darüber nachdachte, saß ich an meinem Schreibtisch und dachte: Militarisierung in der DDR, das hast du doch in der Schule immerzu gehabt, damit haben sie dich gequält. Wie haben die das eigentlich gemacht? Und dann kam ein Moment, der mich ebenso fasziniert wie erschreckt hat. Es kam mir ein Gedicht in den Kopf, das ich Anfang der 1980er Jahre gelernt haben muss: „Bewaffneter Friede“ von Wilhelm Busch, eigentlich völlig unverfänglich, aber damals natürlich zu bestimmten Zwecken verwendet. Und ich stellte fest, dass ich das Gedicht noch konnte. „Ganz unverhofft auf einem Hügel / Sind sich begegnet Fuchs und Igel.“ Jetzt trage ich Ihnen nicht das ganze Gedicht vor, aber es geht darum, dass die beiden sich treffen, der Fuchs sagt zum Igel, er soll ihm seine Stacheln geben, natürlich mit einer Idee dahinter. Dann sagt der Igel: „Lass die erst deine Zähne brechen, / dann werden wir uns weiter sprechen! // Und all sogleich macht er sich rund, / Schließt seinen dichten Stachelbund / Und trotzst getrost der ganzen Welt“, und jetzt kommt der entscheidende Punkt: „Bewaffnet, doch als Friedensheld.“ Das ist das, was wir damals lernen sollten: „Warum ist die DDR bewaffnet und trotzdem Friedensheld? Daran lernt ihr das.“ Das war das eine, worüber ich erschrocken war.

Michael Kraske: Die alten Codes sind noch da, auch wenn Ihnen das gar nicht bewusst ist.

Dr. Jens Schöne: Ja, mir war das gar nicht bewusst, das hätte ich nicht gedacht. Und das zweite Prägende, das man bis heute in kritischen Auseinandersetzungen spürt, weniger im Alltäglichen: Die kollektive Erziehung in der Schule hat gewisse Folgen. Wir haben zum Beispiel Sprache ganz anders gelernt als unsere Altersgenossen in der Bundesrepublik. Ein Freund von mir hat das mal sehr gut auf den Punkt gebracht: „Die Kommunisten haben mir eine ganze Menge angetan, das alles kann ich ihnen verzeihen. Aber dass sie mir das Sprechen nicht beigebracht haben, das werde ich ihnen nie verzeihen.“ Er sagt, er ringe bis heute mit den Worten, weil er nie gelernt habe, offen und kontrovers zu diskutieren. Da steckt natürlich mehr dahinter.

Es geht ja nicht nur darum, nicht sprechen zu können, sondern um diese ganze Art zu denken, dieses Kollektive, das wenig Individuelle, das man vielleicht auch gar nicht mehr nachholt, wenn man 1989/90 um die 20 Jahre alt war. Darüber muss meine Generation aber nicht weinen, denn wir haben genug Chancen. Wir sind diejenigen, für die alles noch ziemlich gut lief. Aber – und ich glaube, darüber müssen wir uns bewusstwerden – es sind durchaus noch Prägungen da.

Michael Kraske: Ich möchte eine Metafrage anschließen, die ein bisschen herausfällt, aber ich finde, dieses Gemeinschaftsgefühl ist ein spannender Aspekt. Gibt es vielleicht auch eine Sehnsucht nach Gemeinschaft, die bis heute übriggeblieben ist? Hat die Renaissance des Nationalismus, dieses starke Bekenntnis des Stolzes darauf, ein Deutscher zu sein, auch damit zu tun, dass sich ein richtungslos gewordenes Gemeinschaftsgefühl oder die Sehnsucht danach einen Kanal sucht?

Dr. Jens Schöne: Das kann ich gar nicht so genau beantworten. Ich würde es eher umkehren. Wenn da was dran ist – und tendenziell ist es das wahrscheinlich –, dann kann ich nur dafür plädieren, dem Ganzen mit differenziertem Wissen zu begegnen, das hilft. Wir müssen das Wissen und ein Gefühl dafür vermitteln, dass Antworten in den seltensten Fällen einfach sind, sondern dass es meistens ein Für und ein Wider gibt und dass „Lügenpresse“ nicht „Lügenpresse“ ist, weil dort unterschiedliche Meinungen geäußert werden. Meinen Studenten sage ich immer: These, Antithese, Synthese, und schon wissen wir ein bisschen mehr. Nennen Sie mich einen hoffnungslosen Romantiker, aber ich glaube immer noch an die Macht der Aufklärung, an die Macht des Wissens, und das müssen wir einsetzen, um genau gegen die von Ihnen angesprochenen Tendenzen zu wirken.

Michael Kraske: Frau Schild, nach dem, was Sie aus Ihrer Geschichte erzählt haben, höre ich eine sehr starke Frau, eine bestimmte Frau, die Widerstände aus dem Weg geräumt hat. Es ist ja immer schwer, sich selbst zu reflektieren. Aber denken Sie, es hat Sie eher stark gemacht oder sind da auch viele Verwundungen geblieben, mit denen Sie heute noch zu kämpfen haben?

Regina Schild: Ich selber sehe mich ja gar nicht als so stark an. Ich denke, beides ist ein Stück geblieben. Zum einen bin ich froh, dass wir in diese Freiheit gegangen und da angekommen sind. Meine Kinder haben unterschiedliche Wege gehen können, sie konnten frei entscheiden. Zum andern – ich habe jetzt darüber nachgedacht, was hängengeblieben ist – hinterfragt man vielleicht mehr, gibt nicht alles von sich preis, überlegt ein Stückchen länger, wobei machst du mit.

Michael Kraske: So ein gewisses Misstrauen, wie wird mein Wissen möglicherweise gegen mich eingesetzt. Ist es das, was geblieben ist?

Regina Schild: Könnte sein, dass das aus dem Unterbewusstsein noch so wirkt. Zum

Beispiel irgendeine Karte im Kaufhaus auszufüllen und dabei Daten preiszugeben fällt mir immer noch schwer. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass ich mich frage, was die damit machen.

Michael Kraske: Was wahrscheinlich besser ist, als wenn wir das manchmal gedankenlos tun.

Regina Schild: Aber letztlich bin ich über die gesellschaftlichen Veränderungen froh und denke auch, dass ich an dieser Arbeitsstelle bin, weil es mir wirklich ein Bedürfnis war, dieses Alte zu überwinden und zu erklären, was die DDR-Diktatur wirklich war. Deswegen freue ich mich auch, dass die Jugend das Thema eher vermehrt wahrnimmt – ich kann nicht bestätigen, dass sie weniger kommt – und ich bin auch froh, dass die Hemmschwellen bei den Lehrern gefallen sind, zu uns zu kommen. Bei uns im Stasiunterlagenarchiv kann man gut die Vorteile einer Demokratie zeigen. Die Vielfalt in einer Demokratie ist wichtig und muss zugelassen werden. Ich werde ja immer wieder mal gefragt, warum ich an dieser Arbeitsstelle bin, warum mir das dort gefällt, ich sähe doch immer nur diese Akten mit den schrecklichen Inhalten, und wie ich das aushalten könne. Ich glaube aber, dass gerade die Akten ganz wichtig sind, um die Mechanismen dieser DDR-Diktatur entlarven zu können, und dass die Arbeit mit den Akten eine ganz eigene Wirkung hat. Ich hoffe immer – das klingt jetzt ein bisschen pathetisch –, dass man ein Stückchen anders aus dem Archiv rausgeht, als man reingekommen ist: eben etwas lernt.

Michael Kraske: Frau Urban, bei Ihnen würde ich ja nun als leidenschaftlicher Hobbypsychologe sagen: So richtig loslassen können Sie auch nicht. Sie tun sich die Frau Lehmann immer wieder an, es ist Ihnen ein Bedürfnis, sich weiter damit zu beschäftigen und das weiterzugeben. Aber abgesehen davon, was glauben Sie, was die von Ihnen geschilderten Zerrissenheiten mit Ihnen gemacht haben? Wie sind Sie damit weiter umgegangen?

Elke Urban: Das klingt jetzt platt, aber: Nie wieder Diktatur! Ich habe Angst davor, dass Demokratie eines Tages abgewählt werden könnte. So etwas kann ja passieren in einer Demokratie. Und das treibt mich um. Deswegen bin ich auch immer ein politischer Mensch, verfolge die Nachrichten und werde unruhig, wenn ich merke, da ist wieder zu viel Unterordnung, Anpassung und Weghören im Spiel. Ich möchte gern Leute ermuntern zu widersprechen und sich nicht alles gefallen zu lassen. Ich finde Kontroversen erfrischend, kenne aber viele Leute, die Kontroversen gar nicht mögen, die weiter ihre Harmoniesoße haben wollen. Auch in Lehrerkollegien wird kaum widersprochen. Die Schulleitung bestimmt, wo es langgeht, und die Kollegen sind zufrieden, weil die pädagogischen Sitzungen kurz und knapp sind, da wird nicht diskutiert. Wie in alten Zeiten.



Das macht mich bisschen traurig, denn wir hätten die Chance in der Demokratie, die Schule durchaus demokratischer zu gestalten. Aber dazu braucht es natürlich einen Mehrheitswillen in so einem Kollegium. Ich habe mal den Film „Wie demokratisch ist meine Schule“ gemacht und bin selber sehr erschrocken über die Aussagen sowohl von Schülern als auch von Lehrern, die mir sagten: „Schule und Demokratie? Das hat doch gar nichts miteinander zu tun!“ Da sind wir erst ganz am Anfang. Als Letztes dürfte ich vielleicht noch daran erinnern: 1519 war in Leipzig die große Disputation von Martin Luther und Johann Eck. Disputation war damals Schulfach, zwei Stunden pro Woche hat das jeder Schüler in einer Schule lernen und trainieren müssen. Nicht nur die Thesen, sondern auch die Gegenthesen aufzustellen und zu verteidigen. Man muss sich mal überlegen, was für eine Empathiefähigkeit dafür entwickelt sein musste, außerdem das Ganze in Latein oder Griechisch. Heute könnte man das ja auf Deutsch machen. Aber in welchem Unterrichtsfach findet es denn überhaupt statt? Wenn ich Geschichtslehrer frage, ob sie ihre Schüler mit einander widersprechenden Quellen konfrontieren, sagen sie: „Das sollten wir eigentlich, aber das können wir den Schülern nicht antun. Die sind dann böse auf uns. Die wollen Fakten haben, die sie schnell lernen können. Aber zu kontroversen Debatten ist im Geschichtsunterricht keine Zeit.“ Das sind Punkte, die mich beschäftigen und

für die ich hoffe, dass vielleicht doch einmal die eine oder andere Schule diesen Schwerpunkt setzt und sich Disputationen, vielleicht nicht gleich als Schulfach, aber als besonderes Highlight, auf die Fahnen schreibt. Das wäre für Leipzig natürlich exquisit. 1519–2019: in zwei Jahren haben wir 500 Jahre Disputation. Zwei oder drei Leipziger Schulen könnten das doch machen. Das wäre mein Wunsch und meine Hoffnung.

Michael Kraske: Herr Rathenow, auch an Sie zunächst die Frage, wie diese Kindheit mir viel Opposition, mit gefühltem Außenseitertum, auch mit existenzieller Bedrohung für Ihre Familie für Sie bis heute nachwirkt. Dazu auch gleich die Frage nach den Lehren, die wir für unsere Demokratie heute daraus ziehen müssen. Wir sehen, dass die Demokratie in vielfältiger Weise bedroht ist. Offenkundige Gegner und Feinde der Demokratie sind populär, nicht nur hierzulande, auch andernorts. Es gibt auch eine wachsende Gruppe, die das, was Sie anregen, den demokratischen Meinungsstreit, überhaupt nicht mehr demokratisch austrägt, sondern mit Hass, Grenzüberschreitung und persönlicher Verletzung verbindet. Welche Lehren aus Ihrer Biografie und der Auseinandersetzung mit der DDR-Diktatur sind für heute wieder und noch relevant?

Lutz Rathenow: Die persönliche Ebene will ich ganz kurz abhandeln. Für mich ist eine sehr große Neugier auf die sich permanent verändernden Situationen geblieben, die ich in meiner Arbeit wirklich in allen angenehmen und mitunter auch unangenehmen Varianten ausleben kann. Als Manager völlig verschiedener Dinge von Beratung bis Öffentlichkeitsarbeit kann ich meine Biografie nutzen, ohne sie permanent denken zu müssen, sondern indem ich immer wieder indirekte Vergleiche anstelle.

Wichtiger ist die zweite Frage, da möchte ich noch einmal an das Thema Schule anknüpfen. Ich möchte Frau Urban, deren Arbeit ich seit Jahren mit großer Sympathie verfolge, in einem Punkt widersprechen. Wenn Lehrer nur kurze Versammlungen machen, wenn Dinge in Beratungen schnell abgehandelt werden, dann ist das nicht unbedingt wie in der DDR, wo Beratungen ja meist nicht schnell waren. Die Parteiversammlungen etwa, die ja jeden Montag stattfanden, auch für Nichtparteimitglieder, waren ja ziemlich öde und ziemlich lang. Sondern das ist vielleicht auch anderen Ursachen geschuldet, und zwar Zeitknappheit, Druck und Stress, weil die Lehrer eine Fülle von Aktivitäten auf dem Schirm haben. Selten begegnen wir in den Schulen auch Lehrern, die sich vor allem drücken, die gibt es auch. Aber es gibt viele, die sehr fleißig und sehr aktiv sind.

Die Schule ist heute, wo Momente der DDR weiterhin nachwirken, keine DDR-Schule mehr. Die Mitwirkungsmöglichkeit für Schüler und die Verführung zum de-

mokratischen Mitwirken kann sich nicht nur durch Unterrichtung herstellen. Es gibt eine Schülerzeitung, es gibt eine politische Mitverantwortung, es gibt Gremien an den Schulen, es gibt Versuche außerhalb der Schule, Projekttag zu machen. Ich habe einen Freund, der an einer Schule in Werdau arbeitet und Projekttag organisiert, wo eine Woche lang in der Stadt Gegenstände gesucht werden, Aufgaben gestellt werden, wo also eine Lebensaktivierung stattfindet. Da müssen die Schüler auf verschiedenste Art und Weise von verschiedenen Gremien ermutigt werden. Wir könnten eine davon sein. Aspekte der DDR-Geschichte könnten auch ein Aktivitäts-, ein Ermutigungsanlass für heute sein, aber nur einer.

Es gibt andere Themen, Internet, Netzkompetenz und anderes, es kommen ganz viele Fragen zusammen. Die Schüler leben wie alle anderen Menschen in einem medialen Raum, der sich verändert hat. Und wenn ich heute jemandem DDR in irgendeiner Form nahebringen will, bin ich praktisch dazu genötigt, zuerst einmal die mediale Situation zu einer Zeit zu erinnern, als es kein Handy gab, nur zwei langweilige Fernsehprogramme statt 200 langweiligen Fernsehprogrammen, ich könnte die Reihe fortsetzen. Wenn man das dramatisch genug tut, dann kann man schon fast erwachsene Schüler damit ermuntern, öffnen, zum Staunen bringen. Gegen die Wut und Empörung, die sich im Netz abspielt, sollte dann auf ganz verschiedene Weise angegangen werden. Das kann mal ein Verbot sein, auch wenn man in der Regel mit Verboten nichts regulieren kann.

Vor einigen Tagen war ich in Chemnitz bei einer Veranstaltung des Dopingopferhilfevereins. Dort haben auch mehrere Menschen sehr spannende Geschichten erzählt, aber bei einem kamen so ein paar Sätze, wenn ich sie allein hören würde, würde ich sagen: Moment mal, das ist nicht in Ordnung, das stimmt nicht. Ihm wurde dann auch widersprochen. Dennoch wäre es falsch, alles, was scheinbar entgleist, sofort des antidemokratischen Engagements zu verdächtigen, weil man Leute auch durch Offenheit, durch Streitbereitschaft noch erreichen kann. Schlimm ist es nur, wenn sie sich in Gemeinschaften befinden oder völlig isoliert im Internet herumzappen, wo ihnen niemand mehr widerspricht und sie keiner zurückruft. Man kann diese Form der Wut und des Populismus, der dann häufig mit Rassismus oder Ähnlichem zu tun hat, nicht einfach akzeptieren. Aber wir werden uns daran gewöhnen müssen, ohne uns wirklich daran zu gewöhnen, dass unsere Gesellschaft in den nächsten Jahren einiges aushalten muss, von verschiedenen Seiten her.

Da würde ich nicht mehr an das klassische Links-Rechts-Schema denken, sondern autoritäre Diktaturverführungen kommen von verschiedenen Seiten her, aus einzelnen Komponenten entsteht ein Patchwork-Populismus, der als Patchwork-Diktatur zu einer Gefahr für die Gesellschaft werden kann, die kein Vorbild hat. Viktor Or-

bán zum Beispiel, den ich noch nicht als Diktator bezeichnen würde, der sich aber auf dem Weg dahin befindet, wenn er so weitermacht, entspricht ja keinem Muster, was es zu 100 Prozent schon einmal gegeben hat. Er bedient sich ganz verschiedener Muster sozialpolitischer Ideen und macht das sehr geschickt. Er macht es auch mit einem Engagement, das ihn einmal als sehr redlichen Bürgerrechtler, als einen sehr mutigen Mann 1989 gezeigt hat. Eine Diktatur dieser Art zu erkennen, ist heute anstrengender als vor 30 oder 40 Jahren. Die Energien, auf die sich der Realsozialismus berufen hat, waren eine Mischung aus Nationalismus und Staatssozialismus diktatorischer Art. In Rumänien war es nur noch Nationalismus, in anderen Ländern war es mehr das Staatssozialistische. Mit dem Ende des Realsozialismus in Europa mixen sich diese Energien ständig neu und führen uns in China, Vietnam, Kuba, Usbekistan und anderen Ländern mehr oder weniger effiziente Diktaturen oder Staaten mit diktatorischen Elementen, auch mit Elementen der Marktwirtschaft vor, wie das die Theorie vor Jahren nicht für möglich hielt. Das zu erkennen wird anstrengender. **Michael Kraske:** Ich würde ergänzen, dass es auf der anderen Seite vielleicht auch zu wenige Vorstellungen, zu wenig Diskussion darüber gab, wer wir denn als demokratische Gesellschaft sein wollen, um dem Ganzen auch ein positives Ideal gegenüberzustellen. Aber ich würde Frau Urban an der Stelle einfach weiterfragen. Sie haben diesen demokratischen Diskurs schon angesprochen, der ja tatsächlich – im letzten und vorletzten Jahr hatte man zumindest das Gefühl – zum Erliegen kommt. Aus Ihrer Erfahrung im Schulmuseum: Was erreicht die jungen Menschen? Das Mitläufertum haben Sie bereits angesprochen, jetzt frage ich umgekehrt: Bei welchen Themen, in welchen Situationen sind sie denn bereit einzutreten, solidarisch zu sein und sich zu positionieren?

Elke Urban: Das habe ich natürlich nicht in der Hand. Die gehen raus und sprechen entweder noch weiter darüber, haben einen Lehrer, der sie dabei begleitet, oder eine Lehrerin, oder es ist weg. Ich kann das nicht beeinflussen, es ist nur ein Versuch. Ich habe natürlich die Hoffnung, dass es ein Nachdenken darüber auslöst, wie gefährdet die Demokratie sein kann. Das ist mein Hintergedanke dabei. Aber ob mir das gelingt, weiß ich nicht. Es wäre anmaßend, wenn ich das vorhersehen würde.

Michael Kraske: Vielen Dank! Verehrtes Publikum, ich möchte Ihnen nun noch die Gelegenheit geben. Haben Sie Fragen an das Podium, gibt es Anmerkungen?

Frage aus dem Publikum: Ich fand das alles sehr interessant und sehr richtig, besonders Frau Urban mit ihrem Experiment. Mein Mann und ich hatten diese zwiespaltene DDR-Erziehung. Er war kein Pionier, vollkommen unangepasst, ich war jung und vollkommen angepasst bis zur zehnten Klasse. Diese Situation in Schulen in der DDR konnte man ja nicht verhindern, weil die ganze DDR nicht nur aus An-

gepassten und Revoluzzern bestand, sondern eben auch aus dem Vorbild des Elternhauses. Überhaupt bestand das ganze Leben in der DDR daraus zu existieren, ohne mit der Stasi anzuecken, wenn man keinen Ausreiseantrag stellen wollte, sich an der Grenze nicht den Gefahren aussetzen wollte. Die Angst vor der Stasi war ja in den Köpfen der Elternhäuser, der Kinder, aller. Und deshalb hat der Staat so lange existiert. In unserem Fall prallten diese verschiedenen Erziehungen aufeinander, wir waren schließlich beide im Gefängnis und haben beide unsere Elternhäuser, Verwandte, Bekannte, Freunde mit reingezogen.

Ich finde es immer traurig, wenn man heute in Schulen geht oder auch Menschen aus den alten Bundesländern trifft und dann hört, in der DDR sei alles nicht so schlecht gewesen und die Mauern müssten wieder her. Dann antwortet man, das Volk habe die Mauer zerrissen, es war der Kalte Krieg, es war Gorbatschow und es war ein Geschenk für Deutschland, dass wir uns friedlich wiedervereinigen konnten und die Freiheit gewannen. Aber das die Gefahr einer nichtfriedlichen Vereinigung auch bestand, dass Internierungslager geplant waren und so weiter, das will immer keiner hören. Ich werde von Leuten aus den alten Bundesländern oft gefragt, warum wir uns denn, als wir in der DDR gelebt haben, alles gefallen lassen haben, warum das 40 Jahre lang so war. Dann frage ich zurück: Was hättet ihr denn anders machen wollen? Die Köpfe waren voller Angst, die Stasi, die Grenze, die Gefahr. Stellt man einen Ausreiseantrag? Wird der genehmigt? Darf man wieder zurück in die DDR? Oder darf man seine Familie, seine Wurzeln über zig Jahre oder niemals mehr wiedersehen? Denn ob jung, ob alt, ob in einem Alter, wo man noch etwas bewegen kann, mit 30 oder 40 – keiner hat ja im Ernst daran geglaubt, dass die Grenze mal nicht mehr sein würde. Das Verständnis dafür fehlt vielen nach wie vor.

Deshalb finde ich Ihr Experiment für Schüler ganz toll, Frau Urban. Meine Tochter hat das erste Staatsexamen geschafft in Geschichte, ich kann Sie ihr nur als Vorbild empfehlen. Dass sich im Experiment kein Schüler meldet, weil sie angepasst sind, ist interessant. Aber heute können sie sich melden, heute könnten sie sagen, für dieses Geschenk der Freiheit kämpfen wir. Dass man sagen kann, was man denkt, dass man mutig ist, das ist heute absolut das Erste, was die Kinder in den Schulen lernen sollten.

Michael Kraske: Vielen Dank für die engagierte Wortmeldung. Wir sind ganz kurz vorm Ende. Gibt es noch Fragen?

Frage aus dem Publikum: Nur eine kurze Anmerkung. Ich erschrecke immer wieder, wenn ich merke, dass die Mechanismen in der Bundesrepublik, also vom Staat nicht befördert und sehr viel weniger erzwungen, ganz ähnlich waren. Ich bin drüben 40 Jahre lang Lehrer gewesen. Zu Beginn des Schuljahrs, wenn der Klassenspre-



cher gewählt werden sollte, fragte ich immer, welche Aufgabe der Klassensprecher habe. In den ersten 20 Jahren meiner Dienstzeit kam darauf immer die Antwort, der Klassensprecher solle für Ruhe und Ordnung sorgen, wenn der Lehrer nicht da ist. Da sagte ich: „Moment mal, Klassensprecher oder Lehrersprecher?“ Alles, was Mitbestimmung und Mitverantwortung meinte, war nicht im Blick der Lehrer und auch nicht im Blick der Kinder. Wobei sich das Gott sei Dank geändert hat. In Hessen, wo ich Lehrer war, hat damals, noch unter einer sozialliberalen Regierung, der maßgebende Mensch in der Lehrerfortbildung ein wunderbares Büchlein verfasst, das für mich bis zuletzt Leitbild blieb: „Einübung kontroversen Denkens als Aufgabe politischer Bildung“. Ein herrlicher Titel, die meisten Lehrer hielten ihn für einen Spinner. Mir hat er geholfen.

Michael Kraske: Danke. Herr Dr. Schöne, Sie möchten noch dazu antworten.

Dr. Jens Schöne: Da möchte ich dann doch widersprechen wollen, denn ich sehe sehr deutliche Unterschiede zwischen einer Diktatur und einer Demokratie. Wie Sie ja selbst gesagt haben, wurde der Schülersprecher bei Ihnen gewählt. Jeder, der in der DDR gelebt hat, weiß, dass da mit Wahlen gar nichts war. Insofern wollte ich zumindest darauf hinweisen, dass ich ein Problem damit hätte, wenn es hieße, es sei ungefähr das Gleiche gewesen. Nein, aus meiner Sicht nicht.

Michael Kraske: Ich glaube, was man aufnehmen kann, ist die Anfälligkeit für Autoritarismus, die im Moment in vielen Demokratien virulent ist. Wir würden noch eine Frage schaffen.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken, vor allem für die Offenheit, die Sie preisgegeben haben. Ich hoffe, dass es Ihnen nicht zu schwergefallen ist. Ich selbst bin schon Anfang der 1950er Jahre aus der DDR weggegangen und habe bisher nicht gewusst, wie die Kinder da gelebt haben oder wie sie mit ihren Eltern kommuniziert haben, auch welche Rolle die Kirchen spielten. Dafür wollte ich mich recht herzlich bedanken. Herrn Rathenow und Herrn Dr. Schöne kenne ich schon etwas länger, aber ich muss Ihnen wirklich sagen, ich habe Sie heute mit anderen Augen gesehen, danke!

Michael Kraske: Danke Ihnen für dieses Statement. Ich würde das Podium gern damit beenden. Auch ich möchte mich sehr herzlich bei Ihnen bedanken. Und ich darf auch sagen, dass ich es als Moderator selten erlebt habe, dass man sich so persönlich mit Erinnerungen einbringt, die sicher nicht immer die einfachsten sind und über die man vielleicht nicht oft vor einer großen Gruppe von Menschen spricht. Ich danke Ihnen sehr herzlich, dass ich hier sein durfte. Gestatten Sie mir ein allerletztes Schlusswort: Ich bin der Meinung, es sollte möglich sein, dass das Bautzen-Forum eine Abendveranstaltung in der Gedenkstätte Bautzen abhalten kann, und ich wünsche Ihnen, dass das in den nächsten Jahren auch wieder möglich sein wird. Vielen Dank!



BUCHVORSTELLUNG

Dr. Nancy Aris

„Das lässt einen nicht mehr los“ – Opfer politischer Gewalt erinnern sich

Matthias Eisel: Über Jahre haben Mitarbeiter des Sächsischen Landesbeauftragten für die Aufarbeitung der SED-Diktatur Interviews mit Menschen geführt, die Opfer politischer Gewalt waren. Die saßen in sowjetischen Speziallagern, wurden aus ihrer Heimat an der innerdeutschen Grenze vertrieben, kamen wegen Flugblättern, Protestaktionen oder Fluchtversuchen hinter Gitter. Aus diesen aufwändigen Befragungen ist eine Reihe von Texten und Protokollen entstanden, insgesamt über 30 Porträts, die in dem neuen Band der Schriftenreihe des Sächsischen Landesbeauftragten erschienen sind. Einige der hier Porträtierten sind hier im Saal und bringen sich dann vielleicht später noch in die Debatte ein. Herausgegeben hat das Buch Frau Dr. Nancy Aris, die Ihnen dann etwas über die Arbeit und die Herangehensweise erzählen wird. Wir beginnen unmittelbar mit der Lesung der beiden Schauspieler Lynne Eichhorst und Ullrich Reuscher:

Buchvorstellung · „Das lässt einen nicht mehr los“



Quelle: LASD Sachsen, Foto: Ralf Marten

Suizidversuch in der Zelle: Ingeborg Linke

Ingeborg Linke wächst in Frankfurt an der Oder auf. Sie verlebt eine glückliche, ungetrübte Kindheit. Ihr Vater ist Kaufmann, nimmt sie und ihre Schwester zu Auswärtsterminen mit, wo sie nach getaner Arbeit die Gegend erkunden. Bei Kriegsausbruch wird er eingezogen. In Berlin koordiniert er die Versorgung der Soldaten. Im Januar 1945 wird Frankfurt an der Oder zur Festung erklärt. Die Anwohner müssen die Stadt verlassen. Die Familie geht nach Berlin und kommt dort notdürftig unter. Im Sommer kehren Mutter und Töchter in ihre Heimat zurück. Da ihre Wohnung von Russen belegt ist, müssen sie sich eine andere Bleibe suchen. *„Es war keine Mühe, denn in Frankfurt gab es so gut wie keine Bewohner mehr. Die ganzen Wohnungen standen leer und waren offen. Sie waren schrecklich zugerichtet von den Russen. Ich glaube, die Russen haben keine einzige Wohnung unbeschadet gelassen. Sie haben die Fenster eingeworfen, die Federbetten aufgeschlitzt, haben die Marmeladengläser und alles ausgekippt und haben da ihre Notdurft überall hingemacht. Es war fürchterlich, kaum zu beschreiben, was wir vorgefunden haben. Wir fanden durch eine Bekannte eine Wohnung, wo wir dann lebten. Morgens mussten wir auf die Straße treten und die Russen teilten uns für Arbeiten ein. Meine Schwester und ich mussten jeden Morgen außerhalb von Frankfurt auf dem Feld arbeiten. Wir hatten ei-*

gentlich Glück. Die Russen selbst waren nicht böseartig. Es waren einfache Bauern, die uns gut behandelten, die uns auch Essen gaben.“ Irgendwann erkrankt die Schwester an Typhus, aber überlebt wie durch ein Wunder. Sie selbst bekommt von der Feldarbeit ohne Schuhwerk Furunkeln an den Füßen. Über das Angebot, ein Praktikum in der Stadtbücherei zu absolvieren, ist Ingeborg Linke deshalb überglücklich. Mit anderen Jugendlichen zieht sie durch leerstehende Wohnungen auf der Suche nach Büchern, um die lückenhaften Bestände wieder aufzufüllen. Als im Juli 1946 die erste Schule wieder ihre Arbeit aufnimmt, kommt sie mit Gymnasiasten anderer Schulen in einer Klasse zusammen, um das Abitur abzulegen. *„Wir haben gelernt für das Abitur, wir waren fröhlich. Wir haben kleine Partys veranstaltet. Wir haben getanzt, wir haben gelernt und wir haben beobachtet. Wir haben beobachtet, dass das Leben nicht so war, wie es eigentlich in einer Demokratie hätte sein sollen. Wir hatten wieder Zwang. Wir sollten in die FDJ eintreten und zu den Maiveranstaltungen erscheinen.“* Manche ihrer Mitschüler engagieren sich in der CDU, fahren nach West-Berlin, ins Ost-Büro der Partei. Die Mädchen interessieren sich weniger für Politik. Für sie ist die Stimmung in der Gruppe das, was sie anzieht. Eines Tages hat einer der Freunde private Probleme mit einem Mädchen. *„Die ist dann zum NKWD, zum sowjetischen Geheimdienst, und hat gesagt, der Klaus Wiedmann, der fährt nach West-Berlin, der hat Kontakte. Und da sind noch andere, die das auch machen. Das ist eine Bande. Wir alle wussten nichts davon.“* Im Juli 1947 verschwinden die ersten Jugendlichen aus der Klasse. Zunächst weiß keiner, ob sie vielleicht in West-Berlin sind oder doch zum Verhör zu den Russen geholt wurden. Als am 14. Oktober 1947 im Morgengrauen zwei Russen zu Ingeborg Linke kommen, ist sie allein zu Hause. Ihre Familie ist aufs Land gefahren, um Lebensmittel einzutauschen. Sie wird mitgenommen und auf einem LKW zusammen mit ihren Klassenkameraden wegtransportiert. Man bringt sie in ein Gefängnis: die Lindenstraße in Potsdam, wie sie später erfahren wird.

„Da stand ich vor einer Tür. Die wurde aufgemacht, ich reingestoßen und Schluss. Zu. Peng. Nun stand ich in einem Raum, vor mir oben ein Fenster, vergittert, mit Blenden davor, sodass man nicht raus sehen konnte. Rechts war ein hochgeklapptes Eisenbett, links von der Tür stand ein Kübel. Das war es. Und ich stand da. Ich dachte, so, jetzt ist es zu Ende, ich weiß nicht, was los ist, was mit mir passieren soll. Ich war wie gelähmt. Nach einer Weile kam wieder ein Russe rein und hat das Bett runtergeklappt, sodass ich mich setzen konnte. Draußen auf dem Flur war ein Lärm. Wenn die Russen vorbeigingen, dann kratzten die immer mit den großen Schlüsseln an der Wand, an den Türen oder am Gitter lang.

Zwischendurch dann wieder Stille. Die konnten sehr leise sein. Dann merkte man, an der Tür ging eine Scheibe auf und dann sah man ein Auge. Draußen waren also Spione, durch die sie uns beobachten konnten. Ich saß wie ein Häufchen Unglück auf dem Strohsack. Dann brachte man abends Suppe. Aber mein Hals war zu, ich habe das gar nicht angerührt. Ich weiß nicht, ob ich geschlafen habe oder nicht. Jedenfalls war es Nacht.“

Noch in der ersten Nacht wird sie zum Verhör geholt. Man wirft ihr vor, einem Spionagering anzugehören, und will Einzelheiten erfahren. Ingeborg Linke ist zunächst erleichtert. Sie denkt, dass es sich um ein Missverständnis handelt, das sie schnell aufklären kann. Doch dem Vernehmer platzt der Kragen und es setzt die ersten Schläge. Zurück in der Zelle, erlebt Ingeborg Linke alles wie in einem Trance-Zustand. Immer nachts wird sie zum Verhör geholt, sie solle endlich zugeben, dass sie einen Panzerzug gemeldet habe. Als die Schläge mit der Faust nicht zum Ziel führen, greift der Vernehmer zu härteren Maßnahmen. *„Eines Tages griff er dann zum Feuerhaken und schlug damit auf mich ein. Aber ich habe einfach nicht gesagt, ja, ich unterschreibe. Das ging Wochen so. Ich weiß nicht, wie lange ich drin war. Ich habe anfangs gezählt, dann habe ich nicht mehr gezählt und dann wusste ich gar nicht mehr, was ich machen soll. Ich dachte, du kommst hier nie mehr raus und diese Verhöre sind furchtbar. Dann habe ich überlegt, wie kann ich das denn ändern? Und ich dachte, vielleicht kannst du ein Nägelchen aus dem Schuh rausziehen. Tatsächlich gelang es mir. Ich habe dann versucht, an meinen Adern herumzubohren.“* Der Suizidversuch wird bemerkt und Ingeborg Linke zu einer etwas älteren Frau verlegt. Die Gesellschaft tut ihr gut. Während Ines ihr von ihrem bewegten Leben erzählt, sagt Ingeborg Linke Gedichte auf oder singt ihr Lieder vor. Zusammen lernen sie Lieder auswendig. Sie stützen sich gegenseitig, so gut es geht. Irgendwann hören sie auf, die Tage zu zählen, aus Angst, an Weihnachten zusammenzubrechen. Ines rät ihr zu unterschreiben, denn mittlerweile nehmen die Verhöre gefährliche Formen an. Man lässt Ingeborg Linke beim Verhör so lange stehen, bis sie umfällt und von einem Arzt mit Salmiakgeist wiederbelebt werden muss. Doch auch das erträgt die junge Frau mit stoischem Gleichmut. Erst als der Vernehmer droht, auch Schwester und Eltern zu verhaften, weil sie auch von ihrer Spionagetätigkeit gewusst haben müssen, unterschreibt sie. Bis zum März 1948 hat sie so ihre Ruhe. *„Am 31. März wurde ich aus der Zelle geholt. Ich weiß das Datum genau, weil es der Geburtstag meiner Mutter war. Ich kam in einen Raum, und wen sehe ich da? Die ganzen Freunde aus der Schule. Es waren 27, die wir da in dem Raum zusammen waren. Und es hieß, wir werden heute verurteilt. Ja, und dann waren da*

einige Russen. Verteidiger gab es nicht. Wir saßen da, wurden aufgerufen und jeder kriegte 25 Jahre bis auf einen, der zehn Jahre bekam. Wir haben uns gefreut, dass wir uns alle wiedergesehen haben. Die Jungs konnten wir kaum erkennen, sie waren so abgemagert und teilweise geschlagen worden. Das war wirklich ganz furchtbar, was die Jungs durchgemacht haben. Wir kamen dann wieder in Zellen.“ Eine beim „Prozess“ beschuldigte Mutter eines Schulkameraden wird wieder auf freien Fuß gesetzt. Durch sie erfahren die Eltern nach einem halben Jahr erstmals, dass die Kinder noch leben. Ingeborg Linke begreift gar nicht, dass sie tatsächlich zu 25 Jahren Haft verurteilt wurde. *„Wenn man mir gesagt hätte, Sie sind zu drei Jahren verurteilt worden, wäre ich zusammengebrochen, aber 25 Jahre war so unsinnig, dass wir gesagt haben, also das kann nicht wahr sein.“*

Zusammen mit den anderen Verurteilten kommt sie nach Bautzen, ins „Gelbe Elend“, damals sowjetisches Speziallager Nr. 4. Sie kommt ins Frauenhaus. Die Zellen sind dort offen, die Frauen können sich relativ frei bewegen, nur nachts werden sie eingeschlossen. Doch schon in der ersten Nacht werden sie Opfer einer bislang unbekanntenen Plage. *„Wir schliefen also die erste Nacht in unseren Betten. Am Morgen wachten wir auf, schauten uns an und dachten, wer ist denn das? Da hatten uns die Wanzen überfallen. Wir sahen wirklich aus wie Mondgesichter, konnten kaum die Augen aufmachen. Alles war geschwollen. Das ging die ganze Zeit so. In Bautzen haben wir wirklich mit dem Ungeziefer gelebt.“* Neben der Wanzenplage ist es der unentwegte Hunger, der den Gefangenen zu schafen macht. Viele sterben. Ingeborg Linke kann auch Jahrzehnte später die Bilder der Abgemagerten nicht vergessen. *„Ab und zu wurden wir zum Duschen geführt. Da mussten wir an einem Gebäude mit großen Fenstern vorbei. Da waren Männer. Es waren fast nur Skelette. Wir haben damals Filme von den KZ-Häftlingen gesehen, die sahen nicht anders aus. Es waren riesige Augen und sie drängten sich nun an diesen Fenstern, um uns Frauen zu sehen. Das war ganz furchtbar. In Bautzen herrschte wirklich großer, großer Hunger und die meisten waren so unterernährt, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnten.“* Irgendwann, mitten im Sommer, wird ein Transport zusammengestellt. Die Frauen werden in Güterwaggons zusammengepfertcht, ohne zu wissen, wohin es geht. Die Älteste ist 76 Jahre alt, eine Oberin vom Herrnhuter Orden, die Jüngste ist 16. Drei lange Tage sind die Frauen unterwegs, bevor sie im nur 300 Kilometer entfernten Lager Sachsenhausen ankommen. Dort können sie zwar frei zwischen den Baracken umherlaufen, aber der Hunger ist riesig und die hygienischen Verhältnisse sind katastrophal. *„Für uns Frauen waren die hygienischen Umstände sehr schlimm. Wir hatten keine Wäsche zum Wechseln, wir hatten*

Name (bei Frauen nach Geburtsname): Pletsch, Ingeborg		Ort der Festnahme: Frankfurth/Oder		Aktenzeichen: H 0764/50	
Vorname: Ingeborg Martha		Letzte Wohnung: Frankfurth/Oder Markendorfer Str. 42.		Tag der Festnahme: 14.10.47	
Geburtsort und -ort: Frankfurth a. Oder		Jehige Anschrift der Familienangehörigen: Frankfurth/Oder, Damagshke Weg, Hohenöck		Kostpunkte angestellt am: 15.2.50	
Beruf: entfällt Schülerin		Geburtsdatum: 17-18 3/98		we: entfällt	
Zuletzt beschäftigt mit: entfällt		Größe:		Fingerabdruck genommen am:	
Familienstand: led.		Gehalt:		wo: Sachsenhausen	
Kinder: nein		Größe:		Übernahme durch die Dtsch. V.-Pol. am:	
Staatsangehörigkeit: Deutschl.		Augenfarbe:		vom: entfällt	
Name Deck-Adress: entfällt		Haarfarbe:		Parteizugehörigkeit n. d. S. 5. 45 bis:	
Eintritt: NSDAP <input type="checkbox"/> SA <input type="checkbox"/> SD <input type="checkbox"/>		Besondere Kennzeichen:		HU 1941	
Sonstige Organisationen u. Verbände:		Öffentliche Ämter:		NSU 1945	
Ingeborg Linke		Mitt. Verbände u. Ausbildungen:			

Straftat: für Spionage zu Gunsten des ausländischen Aufklärungsdienst		Verurteilendes Gericht: Mil. Trib. des Landes Brandenburg		Strafdauer lt. Urteil: 25 Jahre	
Verurteilt am: 14. Okt. 1947		Aktenzeichen: 02061		Strafarbeitsl. entfällt	
Beginn der Straftat: 14. Okt. 1947		Beendigung der Straftat: 14. Okt. 1972		Einfassung 5. 5. 1955 Uhr	
Datum der Eintragung:		Grundätzliche Bemerkungen für die Beurteilung der Gefangenen z. B. Flucht und -versuche, Ausbruch und -versuche, Gewalttätigkeiten, aber auch außergewöhnliche Leistungen		Verlegungen in andere Anstalten Ausstellen nach Einbreifen in der neuen Anstalt	
		Von		Nach	

Haftkartekarte von Ingeborg Linke
Quelle: Ingeborg Linke

nichts. Ich hatte keinen Kamm, nichts. Wie wir da durchgekommen sind, das ist eigentlich unmöglich gewesen.“ Bis auf die ewig dauernden Zählappelle kümern sich die Russen nicht um die Gefangenen. Die zu 25 Jahren Verurteilten dürfen nicht arbeiten, die „Zehnjährigen“ helfen im Gemüsekeller oder anderswo. Ingeborg Linke singt wieder viel, lernt unentwegt Gedichte. Andere ver-

bringen ganze Tage damit, sich gegenseitig Kochrezepte vorzuschwärmen. Der Hunger nimmt unerträgliche Formen an. Deshalb sind alle froh, als das Gerücht herumgeht, das Lager werde an die Deutschen übergeben. Nun muss es besser werden. Sicher wird man auch die Urteile überprüfen. Im November 1949 dürfen die Gefangenen das erste Mal nach Hause schreiben. Im Februar 1950 dürfen die Gefangenen das erste Mal nach Hause schreiben. Im Februar 1950 dürfen die Gefangenen das erste Mal nach Hause schreiben. Im Februar 1950 dürfen die Gefangenen das erste Mal nach Hause schreiben.

In Stollberg angekommen, werden sie von den Bewacherinnen mit den Worten begrüßt: „Wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, dann wären Sie verreckt. Sie sind schlimmer als die schlimmsten Mörderinnen.“ Die Gefangenen wissen nun, was ihnen unter der lang ersehnten deutschen Verwaltung blüht. Das Gefängnis ist heillos überfüllt. In eine Ein-Mann-Zelle werden vier Frauen gesteckt. Hinzu kommt, dass es keinen Freigang gibt. Die Frauen sitzen rund um die Uhr in den winzigen Zellen. „Da saßen wir nun, kamen nicht an die frische Luft, es war unser Ende. Wir dachten, das geht nicht mehr. Hier ist unser Leben zu Ende. Weiter geht es nicht. Inzwischen merkten aber auch einige Wachtmeisterinnen, dass das, was erzählt wurde, gar nicht stimmen kann. Sie sahen viele weißhaarige Frauen, feine Gesichter, sie sahen die Herrnhuterin in ihrer Tracht und sie sahen die Mütter mit ihren Kindern und haben gedacht, nein das stimmt ja nicht. Und manche waren auch dienstverpflichtet worden. Die wussten gar nicht, was ihnen auf dieser Burg als Wachhabende blüht. Teilweise gab es dann eine Verständigung zwischen Wachtmeisterinnen und Gefangenen. Für eine ist das zum Verhängnis geworden. Da hatte eine Wachtmeisterin Kontakt, wohl auch mit den Eltern. Und das ist denunziert worden. Das Mädchen ist in Einzelhaft gekommen und sollte ein Geständnis ablegen. Man drohte, sonst die Eltern zu verhaften. Da hat sich die Jutta aufgehängt. Die Russen mochten nicht, dass sich jemand aufhängt, und sie haben dann den Kommandanten, den wir Bluthund nannten, abgelöst. Von da ab ging es uns etwas besser. Es kam ein anderer Kommandant und der sorgte dafür, dass wir Rundgang hatten.“ Auch die Verpflegung wird besser, die Frauen bekommen immer häufiger Nachschlag. Bald dürfen sie auch Pakete bekommen. Von da an leiden sie keinen Hunger mehr. Da die Gefängnisleitung merkt, dass das „tote Material“ in den Zellen wenig einträglich ist, lässt man die Frauen arbeiten. Ingeborg Linke kommt in die Schlosserei. Zusammen mit anderen Gefangenen

stellt sie aus Draht Nägel in Handarbeit her. *„Eines Tages kam eine Kommission und da stellte sich der Volkspolizist vor uns hin und sagte, wie lange machen Sie denn das schon? Der guckte uns nun bei der Arbeit zu, wie wir da immer diese kleinen Nägelchen rein steckten und draufrumklopfen. Und da haben wir gesagt: drei Jahre. Und da sagt der: Und Sie sind noch nicht verrückt geworden?“* Geistig aktiv halten sie sich mit Literatur. Rilkes Cornet kann Ingeborg Linke auswendig. Jeder, der etwas kann, gibt es weiter, egal, ob es Gedichte, Lieder oder Englischvokabeln sind. Die Frauen singen viel, wenn die Wachtmeisterinnen dies erlauben. *„Wir hatten auch sehr viele intelligente Frauen dabei, zum Beispiel Ilse Rose. Sie war Musikpädagogin. Es wurde ihr gestattet, einen Chor zu gründen. Was diese Frau, sie war so klein und zierlich, was diese Frau aus dem Chor herausholte, wenn sie dastand, sie wuchs über sich hinaus. Sie hatte einen wirklich wunderbaren Chor zusammengefügt.“* Ingeborg Linke kommt später in andere Arbeitskommandos, muss Stricknadeln gerade klopfen, Stoffe ausbessern und Hemden nähen. Die Norm schafft sie nie, auch weil ihr der Ehrgeiz fehlt. In der Schneiderei wird sie Zeugin eines schrecklichen Arbeitsunfalls. Ihre Kameradin Traudel Eckard kommt mit ihren Haaren in eine Kurbelwelle, mit der alle Nähmaschinen verbunden sind. Sie wird regelrecht skalpiert. Da die schwer Verwundete kaum medizinisch versorgt wird, stirbt sie Wochen später qualvoll an Wundstarrkrampf. *„Wie herzlos damals alle waren. Die Eltern zu Hause, die hatten wohl erfahren, dass ihre Tochter verletzt war, und hatten gehofft, dass sie nun vielleicht doch eher entlassen wird. Und dann kriegten sie eines Tages ein Paket, da waren ihre privaten Sachen drin. Kein Wort, nichts dazu, gar nichts. Erst nach Tagen haben sie dann erfahren, dass ihre Tochter verstorben war. Die Verstorbenen wurden verbrannt und die Urnen wurden in Hoheneck auf dem Dachboden aufbewahrt. Das ist erst nachher rausgekommen.“*

Auch wenn die Frauen keinen existentiellen Hunger mehr leiden, sind die Haftbedingungen in der ehemaligen Burg grausam. Das Wasser ist rationiert, fließend Wasser gibt es ohnehin nicht. Die Notdurft wird auf Kübeln verrichtet. Auch Papier gibt es keins. Die Schlafsäle unter dem Dach sind besonders schlimm, im Winter schneit es rein und im Sommer herrscht dort brütende Hitze. Ständig werden die Gefangenen gefilzt. Selbstgebastelte Spiele oder Handarbeiten werden ihnen umgehend weggenommen.

Eingekleidet sind die Frauen in Männerkleidung. Tag und Nacht haben sie das Gleiche an. Als Schuhwerk dienen klobige Holzpantinen, in denen die Frauen kaum laufen können. Als sie dann im Herbst 1953 erfahren, dass Mitangeklagte bereits aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt sind, ist das Maß voll.



Die Habseligkeiten aus der Haftzeit hütet Ingeborg Linke bis heute.

Foto: Ralf Marten

Sie fordern eine Überprüfung ihrer Urteile. Doch man sagt ihnen, dass der Kommandant für solche Lächerlichkeiten keine Zeit habe. *„Und darauf wurde dann beschlossen, in Hungerstreik zu gehen. Am 17. Oktober beschlossen die Werkstätten zuerst, dass am nächsten Tag nicht gegessen wird. Es ging wie ein Lauffeuer durch die ganzen Zellen und Tagesräume. Und denjenigen, von denen wir wussten, dass sie nicht so hundertprozentig waren, die schon mal denunzierten, denen wurde verkündet, also wenn ihr irgendetwas sagt, dann werdet ihr verprügelt, dass ihr nicht mehr lebend hier rauskommt. Am nächsten Morgen haben wir nicht gesprochen, keiner. Es war eine Stille schon oben im Schlafraum. Wir sind dann runtergegangen, haben uns gewaschen, kein Mensch hat gesprochen. Und wir merkten, wie die Wachtmeisterinnen sich schon umguckten. Wir kamen dann runter in den Tagessaal, sie brachten Tee und die Nahrungsmittel und dann haben wir gesagt, wir essen nicht. Da waren sie fassungslos. Es ist uns tatsächlich*

gelungen, dass kein Mensch vorher etwas den Wachtmeisterinnen verraten hat. Und sie fragten, warum wir nicht essen. Wir möchten jemanden sprechen, wir möchten wissen, was mit unseren Akten geschieht. Die haben nicht darauf geantwortet. Mittag kam das Mittagessen. Wir saßen da, haben keinen Bissen angerührt. Jetzt kamen sie rein, haben uns die Schüsseln vor die Nase gestellt, wollten uns schon was einfüllen. Wir haben uns nicht füttern lassen. Wir haben nur gesagt, wir essen nicht. Wir sind nicht hungrig, wir essen nicht. So, und abends genau dasselbe. Die Wachtmeister wurden nervös. Sie liefen schon mit Gummiknüppeln rum. Wir mussten auf den Hof. Dann wurde alles durchfilzt, alles wurde durcheinandergeworfen. Alles, was an Paketen da war, wurde durchgeschnitten. Sie haben gewütet wie die Wilden. Wir waren ganz still, kein Mensch sagte ein Wort, nichts, gar nichts. Es war wirklich unheimlich. Abends wurden wir übergebracht. Wieder dieses Lautlose, nur dieses Klappern der Schuhe, das war wirklich unheimlich. Und als alles dunkel war und keiner den anderen erkennen konnte, wurde rübergerufen: Hungert ihr noch? Und dann kam von der anderen Seite: Ja, wir hungern noch. Es ging durch Mark und Bein und ich glaube, das haben sogar die Stollberger gehört. Der nächste Morgen kam, wir durften nicht aus den Betten raus. Wir mussten oben in den Schlafsälen bleiben. Inzwischen wurde da unten alles wieder zerwühlt und kaputtgemacht. Ja, und dann hieß es wieder, wir essen nicht. Wir haben also nicht gegessen. Und dann haben sie gesagt, wer nicht essen will, der braucht auch nicht zu trinken. Das, was wir sonst an Wasser hatten, wurde uns weggenommen und ausgekippt. Auch die ganzen Pakete. Alles, was wir in den Zellen hatten, wurde weggenommen und auf dem Hof auf einen Berg gekippt. Es war schrecklich. Und wir hatten Hunger, wir hatten wirklich Hunger inzwischen. Aber wir haben nicht gegessen. Und am dritten Tag kam eine Kommission aus Berlin. Die ging da durch die Zellenräume, aber keiner wollte sich äußern. Und dann kam die Kommission zu einer Frau, die sowieso schon isoliert war. Und die hat gesagt, was habe ich zu verlieren. Und sie ist dann hingegangen und hat gesagt, ‚schauen Sie sich doch die Frauen an. Die sind alle am Ende. Sie wollen doch nur wissen, ob ihre Akten bearbeitet werden? Teilweise sind ihre Kameraden aus Russland nach Hause gekommen. Und sie sitzen hier, wissen nichts und keiner will mit ihnen sprechen.‘ Und da hat der eine gesagt, ‚ich kann Ihnen sagen, dass die Akten in Berlin kontrolliert werden. Ihre Anstaltsleitung weiß das aber auch ...‘ Wir haben dann den Hungerstreik abgebrochen. Dann wurden die Rädelsführer gesucht. Da weiß ich, dass Lexi Wiese, die immer für uns gesprochen hat und eine der Anführerinnen war, gesagt hat, wir alle sind es gewesen, alle auf einmal, kein Einzelner. Wir können keinen beschuldigen. Wir. Und da ist der

frech geworden und hat gesagt, das ist eine Unverschämtheit, ich werde dafür sorgen, dass Sie ein zusätzliches Urteil bekommen. Da fing Lexi an zu lachen, hysterisch zu lachen. Und da sagt sie, ‚was wollen Sie? Ich bin zu dreimal 25 Jahren verurteilt worden. Mir macht das nichts aus, wenn ich jetzt noch ein Urteil draufkriege.‘ Da ist er kleinlaut weggegangen. Und dann haben wir wieder gegessen. Aber wir waren auf diese Sache so stolz, jede einzelne Hoheneckerin, weil wir, 1200 Frauen, wirklich zusammengehalten haben.“

Momente, in denen die Frauen Kontakt nach draußen haben und Zeichen der Solidarität erfahren, sind für die Frauen besonders wichtig und bleiben für Jahrzehnte im Gedächtnis. So auch die Erinnerung an einen Gottesdienst und den Jahreswechsel 1953. „Es gab ab und zu Gottesdienste. Ein Gottesdienst wird unvergessen bleiben. Wir hatten versucht, uns schön zu machen. Wir haben diese Russenhemden, die wir hatten, verkehrt rum angezogen, sodass nicht die Knöpfe vorn waren. Dann haben wir mit Spucke unsere Haare ein bisschen eingedreht mit irgendwelchen Lappen. Wir wollten hübsch aussehen. Und dann kam der Pfarrer rein, ein alter, und er staunte schon mal, als er die Kirche voll sah. Nun hatte ihm vorher wohl jemand zugesteckt, dass wir keine Verbrecherinnen, sondern Politische sind. Also guckte er rum und sah diese weißhaarigen Damen dasitzen und stotterte. Er begrüßte uns mit ‚Liebe Schwestern‘. Das ging uns schon sehr nahe. Da stotterte er immer wieder und sagte, er sei es nicht gewöhnt, vor so vielen zu predigen. Und als wir dann das Vaterunser beten sollten, da knieten die Katholiken nieder und das haben wir dann auch gemacht, auch die Protestanten, und als er das sah, hat er sich auch niedergekniet beim Beten. Die Frauen, die vorne saßen, kriegten mit, dass ihm die Tränen nur so über die Wangen liefen. Ich glaube, er ist noch einmal gekommen und dann haben sie ihn abserviert. Und an Silvester, da hörten wir plötzlich Posaunenklänge, und wer ans Fenster konnte, der sah unten den Posaunenchor stehen. Die spielten Weihnachtslieder, noch einmal, es war Silvester. Und wir winkten alle aus dem Fenster und sie winkten wieder zurück. Und dann kam die Polizei und hat sie weggeholt. Nach kurzer Zeit waren sie wieder da und haben wieder geschwenkt mit ihren Instrumenten, haben sie in die Luft gehoben und immer wieder hochgerufen und gespielt für uns. Wir waren alle so selig. Es war für uns so ein Glücksgefühl, dass die Welt draußen uns nicht verwarf und dass wir eben für sie keine Verbrecher waren, dass sie so zu uns gehalten haben. Das war sehr gut.“

1954 beginnen die großen Entlassungen, doch Ingeborg Linke ist nicht dabei. Seit ihrer Haft hängt sie einem Aberglauben nach. Sie ist überzeugt, dass ihr die Zahl Fünf Glück bringt, denn an Tagen mit einer Fünf im Datum ist nie etwas

Laufzettel für das Notaufnahmeverfahren

Vorl.-Nr.: Reg.-Nr.:

Name: Linke Vorname: Ingeborg geboren: 2.9.1927

Familienmitglieder:

Einweisung in Lager: Arbeitslager, Otto-Kard-Str. 6e Anmeldeung im Lager am:

Lfd. Nr.	Dienststelle mit Straßen- und Namensangabe	Haus	Zeitdauer der Erledigung		Stempel und Sichtvermerk
			Abfertigung Datum	Wiederbestellt Datum	
1	Ärztlicher Dienst Marienfelder Allee 66-80	Haus O	7. Mai 1955		Soz. IV A. KD Telefon: 73 02 01 App. Nr. 256
2	Sichtungsstelle Marienfelder Allee 66-80	Haus O	9. Mai 1955		B.M.G. 2 Zuständige prüfung erledigt
3	Zuständigkeitsprüfung Marienfelder Allee 66-80	Haus C	9. Mai 1955		erledigt
4	Fürsorgereischer Dienst Marienfelder Allee 66-80 Familien und alleinstehende Erwachsene über 24 Jahre Alleinstehende Jugendliche bis 24 Jahre	Haus L Haus M	9. Mai 1955		Soz. IV A
5	Polizei Marienfelder Allee 66-80	Haus E	9. Mai 1955		108 289
6	Vorprüfung A Meerscheidstraße 8		12. Mai 1955		79

Soz II W 18, Mat. 9420, Din A 5, 30 000, 1. 65

Ingeborg Linke absolviert innerhalb weniger Wochen das Notaufnahmeverfahren.
Quelle: Ingeborg Linke

Schlimmes passiert. Und so wird sie tatsächlich am 5. 5. 1955 entlassen. Da ihr Vater mittlerweile verstorben ist, bittet sie um eine Entlassung nach West-Berlin, weil Freunde dort leben. Überraschenderweise genehmigt man ihr dies. Ingeborg Linke kommt in ein Notaufnahmehaus.

Sie kann nur schwer mit der neuen Freiheit umgehen und ist zunächst orientierungslos. „Als Kind bin ich unselbstständig gewesen. Dann kam ich in die Gefangenschaft. Jeder Tag war vorprogrammiert. Ich brauchte nicht zu denken, musste nur mechanisch etwas machen. Und jetzt fragte man mich auf den Ämtern, was ich werden wolle. Und da habe ich gesagt, ich weiß es nicht. Ich wusste es wirklich nicht. Ich kam mir dumm vor und ich war ja auch dumm. Wenn man fast acht Jahre weg ist und keine Zeitungen, kein Buch liest.“

Ingeborg Linke findet Halt bei ehemaligen Haftkameraden. Sie sind es, die ihr Mut zusprechen, sie an die Hand nehmen und auf Berufsperspektiven stoßen. Sie zieht über mehrere Stationen nach Köln, holt unter großen Anstrengungen

ihr Abitur nach und wird schließlich Lehrerin. Ihr Leben wird über Jahre von ihren Haftkameraden begleitet: Sie heiratet einen ehemaligen Schulkameraden, der wie sie in Bautzen war, und hat engen Kontakt zu ehemaligen Hoheneckerinnen. Nach dem Mauerfall besucht sie ihre alte Heimat und ist schockiert vom Verfall der Städte. Zu den Gedenktreffen in Hoheneck kommt sie regelmäßig. Dass auch der Posaunenchor von damals dabei ist, bewegt sie jedes Mal. „Noch heute, wenn die jährlichen Treffen in Hoheneck sind, kommt der Posaunenchor und spielt am Mahnmahl. Es sind heute natürlich nicht mehr alle ursprünglichen Posaunenspieler, aber auch die Nachfolger kommen wieder und begleiten unsere Frauen bei ihrem Gedenken an die Toten.“

Ingeborg Linke lebt heute in Ratingen.

Dr. Nancy Aris: Vielen Dank, Lynne Eichhorst und Ullrich Reuscher. Sie haben ein Porträt von insgesamt 32 gehört, das von Ingeborg Linke. Auch ich möchte Sie hier noch einmal herzlich begrüßen, ganz besonders drei Menschen, die in dem Buch vertreten sind, Horst Krüger, Alexander Latotzky und Margot Jann, sie sind heute hier anwesend.

Ich möchte Ihnen kurz etwas über die Entstehungsgeschichte des Buches erzählen, dann auf den Inhalt eingehen und zum Schluss etwas über die Struktur des Buches sagen.

Die Basis waren Interviews, die der Sächsische Landesbeauftragte zur Aufarbeitung der SED-Diktatur schon im Jahr 2010 geführt hat. Damals ging es im Wesentlichen darum, die Erinnerungen von Menschen festzuhalten und zu konservieren, die in der Sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR Opfer politischer Gewalt geworden waren. Wir wollten aus diesem Filmmaterial eigentlich ein Bildungsangebot für Schüler mit Filmen und Arbeitsmaterialien erstellen, wozu es aber aus verschiedenen Gründen nicht gekommen ist. Der Hintergrund war, dass viele der Zeitzeugen aus der frühen Verfolgungszeit schon damals altersbedingt nicht mehr mobil waren. Sie können höchstens noch in ihrem Kreis als Zeitzeugen auftreten, sonst wird es aber immer beschwerlicher. Deshalb haben wir diese Filminterviews geführt. Darunter waren Zeitzeugen, die wir schon aus unserer Arbeit kannten, aber wir haben auch nach anderen Geschichten recherchiert. So ist eine relativ große Zahl zusammengelassen. Ralf Marten und Utz Rachowski haben diese Interviews geführt. Sie fuhren zu den Gesprächspartnern nach Hause, denn es war uns wichtig, dass die Menschen in ihrer vertrauten Umgebung ihre Geschichte erzählen.

Sie können sich vorstellen – vorhin haben Sie ein recht umfangreiches Porträt gehört –, dass das relativ lange Interviews waren und sich die Abschriften manchmal auch wegen des Dialekts schwierig gestalteten. Ich möchte Ihnen ein Beispiel vor-

stellen, damit Sie einen Eindruck davon bekommen, wie die Zeitzeugen selbst erzählt haben. Sie hören nun Annemarie Krause, die erzählt, wie sie von Sachsenhausen nach Hoheneck kommt, und die Zustände dort beschreibt:

„Ich glaube, 'SO war dann die große Entlassung, aber leider war ich nicht mit dabei. Und da ging es noch um, sagt mal, wo werden wir denn nun hinkommen. Ja, und dann waren wir wieder in Viehwaggons verladen und da ging es nachher nach Hoheneck. Wo wir dann hier in Stollberg auf dem Bahnhof waren, sagte ich, das darf nicht wahr sein, als Kind bist du hier vorbeigelaufen und jetzt kommst du hier. Ja, und da kamen wir nach Hoheneck, ja. Also wir waren überbelegt und also, wie gesagt, es war furchtbar. Man hat uns noch unsere Zivilsachen weggenommen. Da kriegten wir Holzschuhe, Fußslappen, eine Hose mit grauen Streifen und eine Jacke mit grauen Streifen, zwei Männerhemden und zwei Männerunterhosen und ein Kopftuch. Können Sie sich vorstellen, als Frau, was das bedeutet. Ja, und nachher durften wir keinen Stift haben, kein Papier durften wir haben, keine Nadel durften wir haben, keine Schere durften wir haben, keine Stricknadeln. Und also wenn der Brief von zu Hause kam und man hat sich gefreut, da war manchmal Scherenschnitt. Da war so viel rausgeschnitten, da hattest du nur manchmal einen Satz drin, manche Kameradinnen. Und du musstest aber jedes Mal deinen alten Brief abgeben, dann konntest du den neuen wieder nehmen. Dann die Fotos, die bekamst du nur zu den Feiertagen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten bekamst du mal die Fotos von zu Hause. Die musste man auch wieder abgeben. Ja, na und dann haben wir gearbeitet, da waren wir froh, dass wir Arbeit hatten. Ich habe mich mit gemeldet, ich war beim Kohlenkommando. Ich habe nun meine Briketts fürs ganze Leben habe ich geschleppt. Es war zwar eine schwere Arbeit, aber ich, man hatte die Vorteile, wir konnten jeden Tag duschen, ja, was die anderen, die im Zellenhaus waren und die nicht so einen Posten hatten, die hatten nicht die Vorteile. Die konnten nur im Monat einmal duschen. Ja, und dann hatte ich hier die, hatte ich mit dem Unterleib hier, durch die schwere Arbeit, da habe ich noch eine Zeitlang nur Holz gehackt und Holz gesägt, aber ich war an der frischen Luft. Und dann bin ich später in der Schneiderei.“

Dr. Nancy Aris: Insgesamt sind etwa 1500 Seiten Papier entstanden, daraus dann zunächst Kurzbiografien, schließlich etwas umfangreichere Porträts. Unter den 32 Porträts sind acht Frauen und 24 Männer, die auf ganz unterschiedliche Weise Opfer politischer Gewalt wurden. Der Schwerpunkt der Porträts liegt auf den ersten Jahren, weil es uns besonders wichtig war, die Schicksale derjenigen zu dokumentieren, die bereits ein hohes Lebensalter erreicht hatten. Die Biografien umfassen den Zeitraum von 1945 bis in die Gegenwart.

Warum wurden die Menschen verfolgt? Unter den Interviewten waren ganz willkürlich Verhaftete, Jugendliche, die unter Werwolf-Verdacht standen, solche, die angeblich eine feindliche Organisation gegründet hatten, die Spionage betrieben haben sollen oder Opfer der Bodenreform geworden waren. Oder aber auch jene, die ganz aktiv und bewusst Widerstand geleistet haben, die die DDR verlassen wollten und geflüchtet sind, die zwangsausgesiedelt wurden oder sich dem Wehrdienst entziehen wollten und bei den Bausoldaten große Schwierigkeiten hatten. Und wir haben auch zwei Kinder dabei, einen, der in Gefangenschaft geboren wurde, und jemanden, der in die Mühlen der DDR-Heimerziehung geriet.

Es gibt also einen ganz breiten Fächer von Verfolgungsgründen. Die Biografien sind wie Mosaiksteine in einem großen Bild, das die ganze Bandbreite von politischer Gewalt, Verfolgung und Widerstand in SBZ und DDR zutage treten lässt. Wir erfahren viel über sowjetische Verhörmethoden, Strafprozesse ohne Verteidiger auf Russisch, über die Unterbringung in verschiedenen Speziallagern, viel über die katastrophalen Haftbedingungen, weil das natürlich die Menschen sehr betroffen hat, aber auch über den Alltag im Gefängnis und über besondere Ereignisse. Sie haben hier von zwei solchen Ereignissen gehört: dem Hungerstreik in Hoheneck, aber auch von einem Gottesdienst dort. Wir erfahren auch viel von den Überlebensstrategien in der Haft und danach. Die Interviews enden nicht mit der Entlassung, sondern wir haben immer gefragt, wie der Lebensweg danach weiterging, wie die Menschen heute leben und mit ihrer Geschichte zurechtkommen.

Zur Struktur des Bandes: Wenn man über diesen Interview-Protokollen sitzt und daraus kürzere biografische Texte erstellen will, ist es relativ schwierig, dass diese Leiderfahrungen in den ersten Jahren einander sehr ähneln. Die Betroffenen haben durchweg von extremem Hunger, Kälte und Ungeziefer berichtet, sodass ich mich gefragt habe, wie wir die Porträts trotz der ähnlichen Erfahrungen möglichst individuell erzählen können. Ich habe dann jeweils Details ausgewählt. Ein Zeitzeuge erzählte zum Beispiel, dass er seine Suppe analysierte und darin 17 Graupenkörner fand. Ich habe aus den Schilderungen heraus versucht, geeignete Bilder für die jeweilige Erfahrung zu finden.

Die Texte stehen jedoch nicht allein für sich, sondern sind mit Bildern und Dokumenten ergänzt. Diese dienen aber nicht nur als reine Illustrationen, sondern die Briefe etwa sind als lesbare Abschrift enthalten. Auch ein auf Stoff geschriebener Kassiber findet sich im Buch. Solche Nachrichten, die aus Speziallagern herausgeschmuggelt wurden, sind sehr selten. Dieses Schriftstück ist ebenfalls als Abschrift zu lesen. Wichtig war uns, die Geschichten zu den Bildern und Dokumenten zu erzählen, etwa zum Foto eines Zeitzeugen mit Pelzmütze, mit der er direkt aus der Ge-

fangenschaft in Sibirien nach Hause kam. Er ging nicht etwa gleich nach Hause, sondern zuerst ins Fotogeschäft, um sich so in Wartejacke und Pelzmütze fotografieren zu lassen. Es ist wahrscheinlich das einzige Foto, das von diesen Pelzmützentransporten existiert. Auch war es mir sehr wichtig, nicht nur über die Betroffenen zu sprechen, sondern sie in längeren Passagen selbst erzählen zu lassen.

Ergänzend zu den Porträts, Dokumenten und Fotos sind auch kleine Glossareinträge enthalten, die bestimmte Begriffe näher erklären, die in den Porträts vorkommen. Etwa „Pelzmützentransport“, „Sowjetisches Militärtribunal“, „Häftlingsfreikauf“ oder „Werwolf“ und andere Begriffe, damit auch Außenstehende und Jüngere einen Zugang haben.

Wichtig war uns außerdem, die Zeitzeugen im Anhang noch einmal in ganz kurzen Zusammenfassungen vorzustellen, in denen Informationen enthalten sind, die in den Interviews zur Sprache kamen, aber keinen Eingang in die Porträts gefunden haben, falls Wissenschaftler noch ganz detaillierte Fragen zu einer Biografie, einem Lager oder einer Haftanstalt haben. Es soll ja kein abgeschlossenes Buchprojekt sein, sondern ein Medium, das einen Anstoß gibt. Die Videos und die vollständigen Transkriptionen sind in unserer Dienststelle vorhanden und können genutzt werden. Mit dem Material soll auch weitergearbeitet werden.

Wir haben schon relativ viel Resonanz auf das Buch bekommen, natürlich von den Zeitzeugen selbst, die schon Fehler gefunden haben oder Gewichtungen verändert haben möchten, also es gibt auch Diskussionen. Aber ich denke, das ist ganz normal, es ist ein lebendiges Projekt, in dem man vielleicht noch etwas verändern kann. Ich arbeite jetzt seit 2003 beim Landesbeauftragten, bin seitdem in die Herausgabe unserer Schriftenreihe intensiv eingebunden und begleite sie immer sehr nah mit. Ich muss sagen, dass ich noch kein Buch hatte, was die Menschen so sehr erreicht hat wie dieses Buch. Ich habe es natürlich auch unterschiedlichen Menschen zum Lesen gegeben und möchte Ihnen nun drei Reaktionen vorlesen.

Die erste kommt von einem 50-jährigen aus Kiel, der jetzt in Bayern lebt: *„Ich habe die Zeitzeugen angefangen zu lesen. Es ist beschämend, dass so etwas überhaupt passieren kann. Aber das sehen wir ja aktuell um uns herum ...“*

Dann habe ich eine Mail von einer 72-jährigen Ost-Berlinerin bekommen: *„Es ist sehr schlimm, was Menschen mit anderen Menschen taten, nur weil sie sich dazu berechtigt fühlten. Diese Else Thomas tat mir sehr leid, aber ihr Lebensmut hat mich sehr beeindruckt. Ich staune über mich selbst, weil ich mich früher für Lebensgeschichten kaum interessiert habe. Doch jetzt berührt das Schicksal dieser Opfer mich schon sehr. Es ist nie zu spät, sich für Dinge zu interessieren.“*

Und ein amerikanischer Germanist: *„Das lässt einen nicht mehr los, die persönlichen*

Geschichten, die einem sofort unter die Haut geben. Die Lebensgeschichten werde ich langsam und einzeln auf mich wirken lassen. Die Brutalität der großen Geschichte, die in diesen einzelnen Leben immer wieder die schlimmstmöglichen Seelennarben hinterließ. Was für ein wichtiges Buch.“

Das sind nur einige Anmerkungen zu diesem Buch aus meinem Bekannten-, Freundes- und Familienkreis, die ich bekommen habe. Ich möchte Ihnen zum Schluss, bevor wir noch ein Porträt hören, eine Rezension von Udo Scheer vorstellen, die am 4. Mai 2017 in der Kulturzeit im MDR gesendet wurde. Ich erzähle Ihnen das nicht, um damit zu prahlen, was für eine tolle Autorin ich bin, dass mein Buch sogar im MDR als Sachbuch der Woche rezensiert wird, sondern um Ihnen zu zeigen, dass dieses Thema durchaus in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, dass es dort einen Platz hat und in fünf Minuten Sendezeit prominent besprochen wird:

Udo Scheer: Die in diesem Band Porträtierten haben fast alle eins gemein: Ihre Festnahmen erfolgten willkürlich und zur Abschreckung anderer. Einer von ihnen ist Günter Brendel. Im April 1946 werden er und mehrere Tanzstundenfreunde festgenommen. Die sowjetische Militäradministration vermutet feindliche Gruppenbildung und unterstellt Waffenverstecke.

In den Verhören, sagt Brendel, habe ein Unteroffizier hinter ihm gestanden. Immer, wenn dem Vernehmer eine Antwort nicht passte, wurde sein Kopf mit hölzernen Trommelstöcken bearbeitet. Trommelwirbel von vorn nach hinten, von hinten nach vorn.

Die Verhörprotokolle werden auf Russisch vorgelegt, die Urteile auf Russisch verlesen. Für Günter Brendel sind es *dwadzatch let*, 20 Jahre, zunächst im Speziallager, später im Zuchthaus Bautzen. 1955 wird er ohne Vorankündigung entlassen. Aufgrund seiner Schädelverletzung wird er zunächst als arbeitsunfähig eingestuft. Zeit seines Lebens leidet er unter Sprachstörungen und Kopfschmerzen.

Die Hälfte der in diesem Buch Porträtierten wird 1946/47 vom Sowjetischen Militärtribunal verurteilt, fast alle sind da noch Jugendliche, fast allen werden Aktivitäten in der Hitlerjugend, im Bund Deutscher Mädchen, Werwolfverdacht oder vermuteter Widerstand vorgeworfen. Nach Aussetzung der Todesstrafe lauten ihre Einheitsurteile 20 oder 25 Jahre.

Geständnisse werden unter Folter erzwungen. Opfer berichten von in Türen gequetschten Fingern, von abgedrückten Hoden, auch vom Sitzen auf einem Flaschenhals, nackt, bis zur Bewusstlosigkeit. Und sie berichten vom großen Hungersterben in den Lagern.

Darüber, was Nancy Aris beim Schreiben der Porträts empfunden hat, sagt sie:

„Natürlich hat mich oft eine Ohnmacht überfallen, die Frage auch, wie das Menschen damals überhaupt hatten überleben können. Gleichzeitig haben mich die Schilderungen oft zutiefst beeindruckt, gerade auch, weil die Menschen unter widrigsten Verhältnissen sehr solidarisch waren und sich gegenseitig geholfen haben.“

Udo Scheer: Diese Menschen bewahren, soweit als möglich, ihre Würde: In den oft monatelangen Fahrten in Viehwaggons nach Sibirien organisieren sie sich ein System des Überlebens.

Über die Jahre in deutschen Lagerbaracken erzählt Else Thomas: *„Ich wollte keine Glatze haben, schon aus dieser Angst haben wir täglich gelaust, Kleiderläuse, Haarläuse, alles.“* Später, im berüchtigten Frauenzuchthaus Burg Hoheneck müssen die Frauen Sträflingskleidung für Männer tragen. Ingeborg Linke erzählt, wie sie sich für den Gottesdienst hübsch machten. *„Wir haben die Russenhemden verkehrt herum angezogen, sodass nicht die Knöpfe vorn waren. Dann haben wir mit Spucke unsere Haare ein bisschen eingedreht.“*

Bis zum Ende der DDR bleibt das Strafmaß, etwa wegen einer Protestaktion oder eines Fluchtversuchs, völlig willkürlich und oft nicht nachvollziehbar hoch. Das führt, ebenso wie gezielter Reizentzug, wie Isolationshaft auf nacktem Beton oder bis zu den Knöcheln im kalten Wasser, zu posttraumatischen Belastungsstörungen. Nach einer Studie der Soziologin Sybille Plogstedt leidet noch heute fast die Hälfte aller in der DDR politisch Verurteilten unter Platzangst, zwei Drittel werden von Albträumen und Schlafstörungen heimgesucht. Dieser Porträtband ist nicht nur ein aufwühlendes Zeitzeugnis über Diktatur und ihren Umgang mit vermeintlichen Feinden. Das Verdienst dieses Bandes ist es auch, vielen Betroffenen ein Gesicht gegeben zu haben. Die Resonanz der Porträtierten, sagt die Autorin Nancy Aris, sei überwältigend gewesen:

„Vielleicht ein Beispiel von Ingeborg Linke, die uns schreibt: ‚Ich bin einfach fassungslos. Nie habe ich erwartet, dass aus meinem ungeschulten Erzählen ein wirklich lesbarer Text entstehen würde.‘

Udo Scheer: In ihren Dankeszeilen schreibt Frau Linke auch: *„Über diesem Brief könnte der Titel stehen: ‚Das lässt mich nicht mehr los.‘* Besser kann man diese aufwühlenden Porträts, kann man die Arbeit der Autorin wohl kaum würdigen.

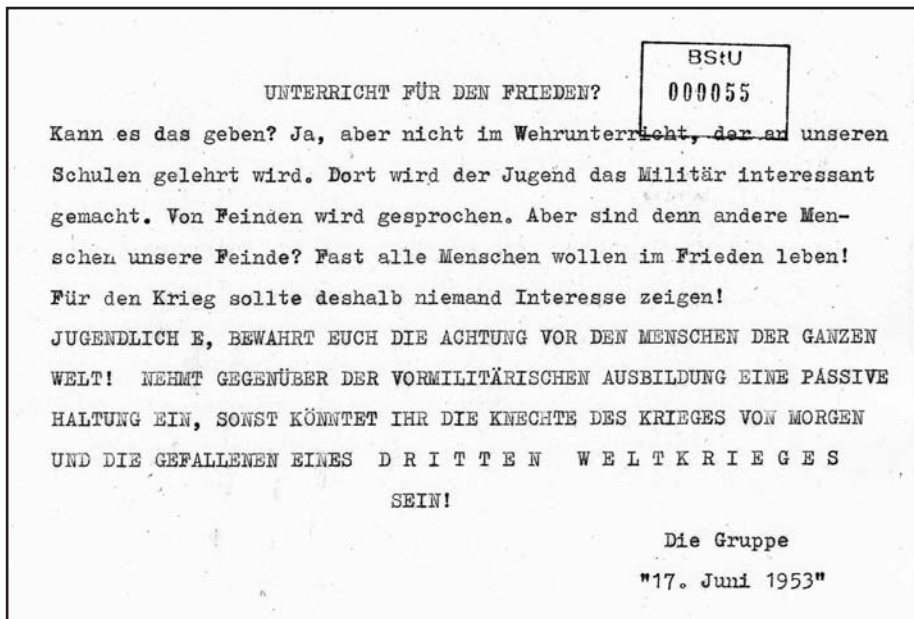
Dr. Nancy Aris: Und nun würde ich Lynne Eichhorst und Ullrich Reuscher bitten, noch ein Porträt zu lesen. Da es ja hier um das Thema „Jung sein in der DDR“ geht, haben wir uns ein Porträt mit diesem Fokus herausgesucht, es geht um Rocco Schettler:



Quelle: Archiv LASD Sachsen, Foto: Ralf Marten

Flugblätter per Durchschlagpapier: Rocco Schettler

Rocco Schettler wird am 4. Juni 1963 in Stollberg/Erzgebirge geboren. Er verlässt eine glückliche Kindheit, auch wenn sein Vater aus politischen Gründen Ende der 1960er Jahre ins Gefängnis kommt. Er macht bei den Pionieren mit, später auch bei der FDJ. Der Junge will sich die Zukunft nicht verbauen und begreift schnell, wie das System der Anpassung und Doppelzüngigkeit funktioniert. Gleichzeitig kommen ihm erste Zweifel am System. Er stellt fest, dass zu Hause anders gesprochen wird als in der Schule, dass das Westfernsehen andere Nachrichten bringt, als er in der DDR-Presse nachlesen kann. *„Ich erlebte die Schule zunehmend als Konfliktfeld, weil eben einige Diskrepanzen zur Realität auftraten. Das war in der sechsten, siebten Klasse. Es begann dann mit Unterrichtsfächern, die sich sehr intensiv mit dem Sozialismus beschäftigten und da kam ich insofern in Konflikte, weil mein Erkenntnisstand ein anderer war. Auch meine Informationsquellen waren andere. Und man ist wahrscheinlich auch in einem Alter gewesen, in dem man zunehmend nachdenkt. Es war dann in der siebten oder achten Klasse, da gab es ein neues Unterrichtsfach in unserer Schule, das nannte sich Wehrkundeunterricht. Das war damals der erste Jahrgang, der mit*



Mit Flugblättern wie diesem riefen Rocco Schettler und ein Freund dazu auf, sich gegen Wehrerziehung, die Berliner Mauer oder den Zwangsumtausch für BRD-Bürger zu wehren.

Quelle: Rocco Schettler

dem Wehrkundeunterricht begann. Und das Schlüsselerlebnis war für mich zunächst nicht der Unterricht, sondern der Umstand, dass unser bisheriger Mathe- und Physiklehrer plötzlich in Uniform vor uns stand. Dieses Unterrichtsfach selbst war ja eine glatte vormilitärische Ausbildung. Das war zum Teil ziemlich absurd. Wir bekamen dort mitgeteilt, wie man sich gegen eine Atombombe schützen kann oder wie man ein Klassenzimmer gegen biologische Waffen abschirmt mit irgendwelchen Filzlappen in den Fensterspalten und solche Dinge.“ Der Alltag in der sozialistischen Schule nervt den Jugendlichen. Auch die Elektrikerlehre, die er 1980 beginnt, ist nicht frei von ideologischer Indoktrination. Das Fass zum Überlaufen bringt allerdings die Erhöhung des Zwangsumtausches für westdeutsche Besucher. Sein Freund befürchtet, dass die Westverwandten nun fernbleiben. Zusammen fassen sie deshalb den Entschluss, etwas gegen das System zu unternehmen. Doch was kann man als 17-Jähriger schon tun? Was kann man ausrichten? Rocco Schettler schreibt Flugblätter, um andere aufzurütteln. „Wir besaßen beide eine Schreibmaschine. Computer gab es damals noch nicht.

Wir haben dann beschlossen, auf unseren Schreibmaschinen Aufrufe zu verfassen. Wir haben auch beschlossen, dass wir das unter einem Pseudonym tun. Und haben diese Aufrufe unterschrieben mit: Die Gruppe 17. Juni 1953. Der 17. Juni 1953, Arbeiteraufstand in der DDR, war ein Tabuthema in der DDR und wir wussten oder ahnten, dass wir damit eine gewisse Provokation hervorrufen können. Wir haben also etwa im Herbst 1980 angefangen, diese Flugblätter zu schreiben mit Durchschlagpapier, so dass wir mit einem Schreiben gleich mehrere Exemplare hatten. Und haben die dann in Chemnitz, damals Karl-Marx-Stadt, und Umgebung nachts verteilt, zum Teil heimlich unter Pkw-Scheibenwischer geklemmt, zum Teil haben wir sie angeklebt an Informationstafeln, an Litfaßsäulen. Auch haben wir sie in Briefkästen geworfen. Diese Flugblätter muss man sich so vorstellen, die waren meist überschrieben mit ‚Mitbürger!‘. Und dann haben wir kurz den Sachverhalt dargestellt, zum Beispiel Wehrerziehung eben, dass es diese vormilitärische Ausbildung gibt, und haben dazu aufgerufen, sich dagegen zu wehren.“

Über ein Jahr lang gelangt es den beiden, Flugblätter zu verschiedenen Themen zu verteilen. In den Flugblättern richten sie sich auch gegen die Berliner Mauer, die Militarisierung und gegen den Mindestumtausch für Bundesbürger. Sie wollen mit ihren Aktionen die Menschen aufrütteln. Ihren Eltern oder Freunden erzählen sie nichts von den nächtlichen Aktionen. Trotzdem fliegen sie auf, am 26. November 1981. Offenbar hatte die Staatssicherheit sie anhand der Schrifttype der Schreibmaschine finden können. „Ich war auf dem Weg zur Schule, zur Berufsschule in Chemnitz, damals Karl-Marx-Stadt. Ich kam vom Bus und war an der Schule und plötzlich stiegen aus einem Pkw vier Personen aus, zerrten mich in diesen Pkw, sagten mir, sie müssten mich mitnehmen zur Klärung eines Sachverhaltes und fuhren mit mir weg. Wir fuhren 20, 25 Minuten und man verbrachte mich in Chemnitz auf den Kaßberg, in die Untersuchungshaftanstalt der Stasi. Dort wurde ich also von diesen vier Herrschaften abgeliefert. Mir wurden sämtliche Dinge abgenommen und ich wurde wenig später zu einem ersten Verhör gebracht. Dieses erste Verhör dauerte 23 Stunden, also knapp einen Tag.“ Neun Monate wird Rocco Schettler in Untersuchungshaft bleiben. Die Stasi wird ihn in dieser Zeit manchmal wochenlang nicht zum Verhör holen, dann wieder jeden Tag, sie wird ihn mal kürzer, mal länger verhören. Es ist eine der Strategien, um die Häftlinge weichzuklopfen. Eine andere Strategie ist, die Häftlinge ihrer Persönlichkeit zu berauben und vollkommen zu isolieren: „Man muss sich vorstellen, dass man zunächst seinen Namen verlor. Ich wurde nämlich ab sofort mit einer Nummer angesprochen. Als ich dort eingeliefert wurde, wurden mir sämtliche Kleidungsstücke abgenommen. Ich bekam Haftkleidung. Wir wurden sehr penibel untersucht. Es wurden alle Körperöffnungen durchsucht, weil man vermeiden wollte,

dass wir irgendwas dort mit reinschmuggelten. Ich wurde da in so eine Zelle verbracht. Man muss sich vorstellen, dort standen zwei Holzpritschen. Der Raum war vielleicht zwei Meter breit und dreieinhalb Meter lang. Man hatte dort kein Tageslicht. Es gab einen Fensterspalt nach außen, der war zugebaut mit Glasbausteinen. Man hatte also nicht die Möglichkeit, nach draußen zu gucken. Man konnte nur sehen, ob Tag oder Nacht ist und man hatte auch keine Möglichkeit, sich akustisch nach draußen zu verständigen. Dieser gesamte Trakt war so organisiert, dass man nie einen Menschen traf. Wenn ich zum Verhör gebracht wurde, war durch ein Signalsystem der Bewachungsleute sichergestellt, dass zu diesem Zeitpunkt niemand anderes dort entlanglief. Und so habe ich tatsächlich in den neun Monaten niemanden gesehen, den ich nicht sehen durfte.“

Im Juli 1982 findet der Prozess statt. Hier sieht Rocco Schettler das erste Mal seinen Freund wieder. Man verurteilt beide gemäß § 106 („Staatsfeindliche Hetze“) zu vier- einhalb und fünf Jahren Haft. Der Richter begründet das „äußerst milde Urteil“ mit dem jugendlichen Alter der Straftäter. Rocco Schettler kommt – gerade 19 Jahre alt geworden – in den Strafvollzug nach Cottbus, wo er von der Gefängnisleitung bewusst zu den kriminellen Strafgefangenen gelegt wird. 20 Mann in einer Zelle sind hier nichts Besonderes, dazu ständiger Lärm. Es gibt keinen Rückzugsort. Zum Strafvollzug gehört auch Arbeit. Rocco Schettler kommt in die Stanzerei und fertigt Teile für den Kamerabau. Gearbeitet wird auf Akkord und im Dreischichtsystem. „Die Haftumstände in Cottbus waren insofern ganz anders, weil wir dort arbeiten mussten. Im Akkord arbeiten mussten, sehr stark gefordert waren und weil gar keine Möglichkeit war, in irgendeiner Weise eine Privatsphäre zu haben. Es mag Menschen gegeben haben, die das besser ausgehalten haben als die Untersuchungshaft oder Einzelhaft. Andere sind aber gerade daran kaputtgegangen, dass sie nicht die Möglichkeit hatten, sich in irgendeiner Weise zurückzuziehen. Wir waren dort sehr beengt untergebracht. Haben nur das Nötigste zu essen bekommen.“ Nach fünf Monaten wird Rocco Schettler im Januar 1983 ohne Angabe von Gründen in den berüchtigten Stasiknast nach Bautzen verlegt. Auch dort muss er Häftlingsarbeit verrichten. Der Alltag ist monoton, ein Tag gleicht dem anderen. Aus der Gefängnisbibliothek leiht er sich Fachbücher aus und lernt Stenografie. Einzige Höhepunkte sind die seltenen Besuche seiner Familie, die ihm Obst und andere Leckereien mitbringt. Für Rocco Schettler sind diese Dinge mehr als eine seltene Abwechslung in der eintönigen Gefängniskost. Sie stützen ihn und geben ihm Zuversicht: „Und das war für mich immer so ein Signal, wie sehr die Familie einen unterstützt, denn sie brachten einem Sachen mit, die sie selber nicht aßen, nur um sie mir mitbringen zu können. Das ist vielleicht eine Kleinigkeit, aber für mich waren das sehr wichtige Signale in dieser Zeit.“



Rocco Schettlers Entlassungsschein in die BRD.

Quelle: Rocco Schettler

Rocco Schettler wartet fieberhaft darauf, auf den Kaßberg verlegt zu werden. Dort- hin kommen diejenigen, die von der Bundesrepublik freigekauft werden. Noch in der U-Haft hatte er davon erfahren. „Ich hatte noch während der Untersuchungshaft bei der Stasi bekundet, dass ich unter diesen Umständen nicht länger in der DDR le- ben möchte, und hatte einen Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik gestellt. Ich hatte nämlich in der U-Haft erfahren, dass es die Praxis des Freikaufs gibt, und hatte sehr schnell begriffen, dass es für mich eigentlich die einzige Möglichkeit wäre, die Haft- zeit zu verkürzen, denn der Freikauf erfolgte während der Haft. Und es war mir auch klar, dass ich keinerlei Perspektiven oder Zukunftsaussichten mehr in der DDR haben würde.“ Im März 1984 ist es so weit, nach 23 Monaten Haft wird Rocco Schettler durch die Bundesrepublik freigekauft.

Zur Euphorie, nun endlich in die Freiheit zu gelangen, gesellt sich auch die Unge- wissheit, was im Westen kommen möge. Unterstützung findet er bei einem ehemali- gen Haftkameraden seines Vaters, der sich seiner annimmt und ihn bei der Erledi- gung der Formalitäten in der neuen Heimat unterstützt. Beruflich schlägt er neue

Wege ein, absolviert die Höhere Handelsschule in Mainz und wird Reiseverkehrskaufmann. Von Mainz zieht er nach Koblenz, von dort nach Hamburg, dann nach Berlin. Den Mauerfall erlebt er in England. *„Und als die Mauer fiel, saß ich im Wohnzimmer meiner englischen Gastfamilie und heulte. Also es war eine sehr bewegende Zeit. Und für mich hat sich in gewisser Weise ein Kreis geschlossen, weil dann einige Dinge, die wir als Jugendliche gefordert hatten, tatsächlich auch gekommen sind. Das sehe ich selbst heute noch rückblickend mit einer sehr großen Genugtuung. Vielleicht auch deshalb, weil sich bewiesen hat, dass wir keinen Blödsinn im Kopf hatten, sondern ganz normale Dinge. Und dass es gar nicht so utopisch war, was wir uns da vorgestellt haben.“*

Rocco Schettler bleibt seinem Unternehmen treu und ist bis heute in der Reisebranche tätig. Gegenwärtig lebt er in Salzgitter und engagiert sich in der Arbeit der Opferverbände ehemaliger DDR-Häftlinge. Ihm liegt die Erinnerung an die Opfer der SED-Diktatur am Herzen, weil er befürchtet, dass die Zustände in der DDR zu schnell in Vergessenheit geraten. Als Zeitzeuge will er dem entgegenwirken. *„Zum anderen sehe ich auch eine Notwendigkeit, gerade mit fortschreitender Zeit, sicherzustellen, dass die Generation meiner Kinder oder auch spätere Generationen wissen, was war. Und das einordnen können. Die Motivation kommt auch daraus, dass in unserem Land zunehmend eine Verklärung der DDR-Zeit sichtbar wird und bestimmte Kreise versuchen, die DDR weichzuzeichnen. Ich habe die DDR so erlebt, wie ich es geschildert habe. Also alles andere als weich. Und deshalb ist es wichtig, diese Dinge auch in Erinnerung zu halten. Ich habe den Vorteil, dass ich aus eigenem Erleben berichten kann. Ich muss nichts erfinden, ich muss auch kein Buch zusammenfassen, sondern ich kann einfach erzählen, was ich erlebt habe. Und das mache ich auch.“*

Dr. Nancy Aris: Vielen Dank! Wir haben jetzt noch ein bisschen Zeit, Sie können gern Fragen stellen. Aber vielleicht möchten auch diejenigen, die in dem Buch porträtiert sind, etwas dazu sagen, ob sie sich in dem Projekt wiederfinden, wenn sie mögen.

Anmerkung aus dem Publikum: Mein Name ist Horst Krüger, viele kennen mich, die meisten sicher nicht. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, noch einmal ein ganz herzliches Dankeschön auszusprechen. Ich war sehr überrascht und erfreut, dass nach langer Zeit, in der ich schon dachte, es sei vielleicht untergegangen im Betrieb der Zeit, eine so klare und eindeutige Schilderung meiner Erlebnisse im Lager Bautzen veröffentlicht wurde, wobei ich immer hinzufügen muss, dass es in den ersten Jahren ein Stalin-KZ war, ein Speziallager, wie die exakte Bezeichnung dafür ist. Ich danke Ihnen herzlich!



Anmerkung aus dem Publikum: Alexander Latotzky, ich bin eines dieser Kinder, die hier erwähnt worden sind. Auch wenn ich das Buch jetzt schon vor einiger Zeit bekommen und gelesen habe, ist es immer wieder schwer, das zu hören. Auch wenn man es selbst erlebt hat, es geht einen doch immer wieder auch selbst an. Ich bin einfach nur sehr dankbar für dieses Buch.

Dr. Nancy Aris: Vielen Dank, vielleicht möchten Sie das Gehörte auch erst einmal setzen lassen und kommen später noch mit den Einzelnen ins Gespräch. Ich denke, das ist auch wichtig und der Sinn ihrer Zusammenkunft hier: an das Erlebte zu erinnern und Brücken in die Gegenwart und die Zukunft zu schlagen. Das Bautzen-Forum ist ein Medium dafür, weil es ja auch wahrgenommen wird. Vielen Dank!



KONZERT

Stephan Krawczyk

Der Liedermacher und Schriftsteller Stephan Krawczyk gab am Abend des ersten Forumstages ein Konzert im Steinhaus Bautzen. Der Künstler gehörte in der DDR zur Opposition und war Symbolfigur der Bürgerbewegung. Ende der 1980er hatte er drei Jahre lang Berufsverbot und konnte nur illegal in Kirchen auftreten. Als er auf der Luxemburg-Liebknecht-Demonstration der SED am 17. Januar 1988 in Ost-Berlin mit einem Transparent „Gegen Berufsverbot in der DDR“ protestieren wollte, wurde er von der Staatssicherheit verhaftet und kurz darauf in den Westen abgeschoben.

Einige Lieder, die er beim Bautzen-Forum am 11. Mai 2017 erstmals gesungen hat, sind nach Texten von Gerhard Bause entstanden, der 1988 zusammen mit anderen Ausreisewilligen eine Petition für die Freilassung jener Bürgerrechtler verfasst hatte (s. Zeitzeugenpodium, S. 126, Bericht von Dorit Bause), die wie Stephan Krawczyk

wegen ihres (geplanten) Protests bei der Luxemburg-Liebknecht-Demonstration verhaftet worden waren. Gerhard Bause war wegen dieser Petition bis zum Fall der Mauer im Stasiknast Bautzen inhaftiert und hat die Gedichte während seiner Haft geschrieben.

Der Papagei

Schon früh am Morgen gut gelaunt
zwitcherte mir der Vogel zu.
Er im Käfig, ich am Tisch
frühstückten in aller Ruh.

Laut klopfte es an meine Tür,
die Klingel war doch nicht defekt!
Wer wollt' so dringend was von mir?
Der Vogel scheute aufgeschreckt.

Ich öffnete, da war'n vier Herrn
adrett gekleidet in Zivil.
Einer zog den Ausweis vor,
mich beschlich so ein Gefühl!

„Zur Klärung eines Sachverhaltes,
wir woll'n kein Aufsehen, kommen Sie mit!“
Nun fragten sie nach meiner Frau,
die mit mir diese Schmach erlitt.

Ich hätt' den Käfig öffnen soll'n,
daraus des Vogels Klage schrie.
Er rief uns traurig hinterher,
alleingelassnes Federvieh.

Schweigend weinen ohne Tränen,
falsche Zeugen, falsch beschworen,
Drohen, Drängen, Machtverkörpern!
Man ließ uns im Käfig schmoren.

Trotz der Freiheit in den Flügeln
schmorte auch der Papagei,
pfiß ich manchmal seine Lieder,
war ich in Gedanken frei,

wünschte meiner Frau die Wärme,
die nach jedem Schmerzenstag
meine Seele zu ihr führte
mit liebend freiem Flügelschlag.

Der Transport

Unauffällig gut getarnt,
niemand der Bevölkerung ahnt,
was da rollt auf offenen Straßen:
Hafttransport für Zuchtanstalten.

„Mina“ unter uns genannt
mit der Aufschrift „Frischer Fisch“,
Gefangene in Handschellen,
ohne Fenster, ohne Licht.

Eingepfercht in enge Kisten,
Winters frieren, Sommers schwitzen.
In die Nase sticht Gestank,
am Boden läuft Urin entlang.

Holprig schaukelnd über Straßen,
Arme, Beine eingeschlafen.
Ob beim Anfahrr oder Bremsen
schlagen Köpfe gegen Wände.

Nach der Irrfahrt über Stunden,
ausgelaugt und abgeschunden,
sitz ich orientierungslos
im selben alten Stasilo.

Weine leise, weine laut

Gänsehaut mit offenen Poren,
dünne Decke, geschwitzt und gefroren,
gezittert durch die ganze Nacht,
schaukelt hoch die schwere Fracht.

Meine Sorgen, meine Wunden,
haben Herz und Seel' geschunden,
weine leise, weine laut,
weil ihr mir die Freiheit raubt.

Kam die Freiheit angekrochen,
hab mir ein Stück abgebrochen.
Schiebe jetzt, so Stück für Stück,
Tränen ins Gesicht zurück.

Spätfolgen

Bautzen Zwei,
in der traurigen Stadt.
Denk ich an dich,
bin ich um den Schlaf gebracht.

Hab ich dich vor Augen,
so komm ich nicht zur Ruh.
Hör ich deinen Namen,
schnürt's mir die Kehle zu.

Bautzen Zwei, du berühmte Traurigkeit.
Und wieder komm ich dich besuchen.
Es sind die Wunden im Kopf, die Spätfolgen,
die mich immer wieder heimsuchen.

Doch ich muss leben damit
und will nicht länger traurig sein!



PODIUMSGESPÄRÄCH

Kirchliches Jugendleben als Freiraum in der DDR?

Markus Meckel, Doris Liebermann, Christoph Wonneberger

Moderation: Stefan Nölke

Matthias Eisel: Willkommen zum zweiten Tag dieses Bautzen-Forums. Ich möchte hier auch noch einmal an das sehr bewegende Konzert mit Stephan Krawczyk gestern Abend im Kulturzentrum Steinhaus erinnern. Heute Morgen begrüße ich ganz besonders die Schülerinnen und Schüler der Sorbischen Oberschule Bautzen hier im Saal. Es ist uns eine große Freude, dass immer wieder gerade auch junge Menschen an diesen Foren teilnehmen.

Gestern ist bereits mehrfach die Rolle der Evangelischen Kirche angesprochen worden. Bei der Überschrift „Jung sein in der DDR“ gehört die kirchliche Jugendarbeit

unbedingt dazu. Deshalb werden wir das Thema gleich intensiver auszuleuchten versuchen. „Kirchliches Jugendleben als Freiraum in der DDR?“, darüber möchten wir gleich mit unseren Gästen diskutieren, ich stelle sie Ihnen kurz vor.

Beim Bautzen-Forum bestens bekannt: Markus Meckel, herzlich willkommen. Er war Mitbegründer der SDP, der späteren SPD in der DDR, die sich ausgerechnet am 7. Oktober 1989 in einem Pfarrhaus im brandenburgischen Schwandte gründete. Schon dieser Termin, der 40. Republikgeburtstag, war Provokation und Kampf-ansage genug für die über Jahrzehnte allmächtige SED. Markus Meckel war Mitglied der ersten freigewählten Volkskammer, letzter Außenminister der DDR und Mitglied des Deutschen Bundestags.

Schön, dass wir Doris Liebermann heute begrüßen können. Sie arbeitet als Autorin und Journalistin, hat in den 1970er Jahren Theologie in Jena studiert und ist dort im Zuge der Proteste gegen die Biermann-Ausbürgerung verhaftet und ausgebürgert worden.

Ich begrüße Christoph Wonneberger, Ende der 1980er Jahre als Pfarrer in der Leipziger Nikolaikirche verantwortlich für die Friedensgebete, aus denen die Montagsdemonstrationen hervorgingen. Er hat vielfältige oppositionelle Arbeit geleistet, oftmals im schwierigen Aushandlungsprozess mit der eigenen Kirche. Vor wenigen Tagen habe ich mir im Internet noch einmal ein Zeitdokument der ganz besonderen Art angeschaut: Am Abend des 9. Oktober 1989, nach der entscheidenden Leipziger Montagsdemonstration mit mehr als 70 000 Menschen, war es Christoph Wonneberger, dem es gelang, bei einem Live-Telefonat aus der abgeriegelten DDR mit Hajo Friedrichs in den ARD-Tagesthemen über die Ereignisse und die Situation in Leipzig zu berichten. Wenn man sich das heute wieder anschaut, bekommt man immer noch Gänsehaut.

Stefan Nölke konnten wir für die Moderation dieses Podiums gewinnen, vielen Dank dafür. Er arbeitet als Redaktionsleiter Radio und als Geschichtsredakteur beim Sender MDR Kultur. Wir freuen uns, dass er über dieses Forum eine Sendung bei MDR Kultur vorbereitet.

Stefan Nölke: Vielen Dank, Herr Eisel! Herzlich willkommen, meine sehr verehrten Damen und Herren, zu unserer Diskussionsrunde beim Bautzen-Forum. Wie viel Freiraum hat die Kirche den jungen Menschen in der DDR geboten, das ist die Frage, die wir hier besprechen wollen. Inwieweit war die Kirche der Ort, in dem jungen Menschen frei ihre Meinung äußern konnten, in dem sich Widerstand formiert hat gegen Bevormundung, gegen die Umweltverschmutzung und gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen. „Die Revolution, die aus der Kirche kam“, lautete vor einigen Jahren der Titel eines Buches vom einstigen Pfarrer der Nikolaikirche

Christian Führer. Dieser Titel wird immer wieder gerne zitiert. Das schmeichelt auch den heutigen Kirchenrepräsentanten. Allerdings interpretieren manche Leipziger Bürgerrechtler den Satz auch anders. Uwe Schwabe meinte neulich bei einer Veranstaltung im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig, es sei richtig, dass die Revolution aus der Kirche kam, in dem Sinne aber, dass zumeist die jugendlichen Bürgerbewegten von den Kirchenoberen aus der Kirche rausgeworfen wurden. Eine ironische Deutung. Was war die Rolle der Kirchen in der SED-Diktatur? Darüber möchte ich mit drei Akteuren der DDR-Opposition aus dem kirchlichen Spektrum sprechen. Ich begrüße noch einmal Doris Liebermann, 1953 bei Burghausen geboren. Sie engagierte sich in den 1970er Jahren in der Jungen Gemeinde, wurde 1976 nach ihrem Protest gegen die Biermann-Ausbürgerung zunächst verhaftet und 1977 aus der DDR ausgebürgert. Sie studierte dann in Westberlin Slawistik und Osteuropäische Geschichte und arbeitet bis heute als Autorin und Journalistin. Ich begrüße Markus Meckel, 1952 in Brandenburg geboren, Theologe, Pfarrer und 1989 Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei in der DDR, 1990 dann Außenminister der ersten und letzten frei gewählten DDR-Regierung. Er war lange Jahre Bundestagsabgeordneter und engagiert sich heute in vielen Gremien für die Völkerverständigung. Und ich begrüße Christoph Wonneberger, einen der Heroen der Friedensbewegung und der Friedlichen Revolution, geboren 1944 im Erzgebirge. Er war zunächst Pfarrer in Dresden und ab 1985 in Leipzig, wo er die Friedensgebete koordinierte und die oppositionellen Arbeitsgruppen betreute, in denen sich ja in der Hauptsache junge Leute engagiert haben. Ganz herzlich willkommen, unsere drei Gäste auf dem Podium.

Stefan Nölke: Doris Liebermann, welche Rolle spielte die Kirche für Sie damals in jungen Jahren in der DDR?

Doris Liebermann: Für mich spielte die Kirche eine große Rolle. Ich muss dazu sagen, dass ich in einem kleinen Dorf in Südthüringen aufgewachsen bin. Meine Eltern waren Bauern und gingen in die Kirche, weil sich das so gehörte, das war traditionell so. So bin ich auch erzogen worden: auf der einen Seite die staatliche Erziehung, auf der anderen Seite die Kirche. Das war eine Weile unentschieden bei mir, bis wir einen Pfarrer aus Jena in unser Dorf bekamen, der ganz viel Westliteratur mitbrachte, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Bücher, an die wir sonst überhaupt nicht herankamen. In so einem kleinen Dorf war daran gar nicht zu denken. Das war eine Möglichkeit, einen ganz neuen Horizont zu entdecken. Seit diesem Zeitpunkt, ich war so 14, 15, wurde die Kirche für mich immer wichtiger. Das ging so weit, dass ich in Jena Theologie studierte, mich also ganz für die kirchliche Seite entschied.

Stefan Nölke: Vielleicht erzählen Sie noch ein bisschen über Ihre Erfahrungen in der Jungen Gemeinde. Was hat Ihnen diese besondere Gemeinschaft bedeutet und wie viele junge Menschen haben sich in diesem Kreis engagiert?

Doris Liebermann: In Jena gab es die sogenannte Offene Jugendarbeit. Die Kirche öffnete ihre Räume für Leute, die nicht explizit zur Kirche gehörten, aber Probleme wie den Wehrdienst, die Militarisierung der DDR-Gesellschaft genauso drängend erlebten. Es kamen junge Männer, die im Zweifel waren, ob sie zur Armee gehen sollen oder nicht. Sie zweifelten aber nicht aus christlichen Gründen, sondern weil sie moralische Probleme damit hatten. Das war vielleicht ein Kern von 30 Leuten, aber an den sogenannten Werkstatttagen kamen dann 200 oder mehr Leute.

Stefan Nölke: Aber es war insgesamt gesehen eine Minderheit?

Doris Liebermann: Ja, auf jeden Fall.

Stefan Nölke: Dazu muss man wissen, dass die SED in den 1950er Jahren ganz massiv gegen die Jungen Gemeinden vorgegangen ist und viele Mitglieder aus der DDR herausschikaniert hat. Haben Sie, Frau Liebermann, die Nachwirkungen davon noch mitbekommen: Wie war die Situation zu Ihren Zeiten?

Doris Liebermann: Ich habe davon nur aus Erzählungen erfahren, zum Beispiel von Wolfgang Ullmann, einem ganz bekannten Theologen in der DDR. Oder auch von Walter Schilling, das war ein Pfarrer, der in Braunsdorf in Thüringen lebte und uns Jenaern sehr eng verbunden war. Aber selbst habe ich das nicht mehr erfahren.

Stefan Nölke: Markus Meckel, wie war das bei Ihnen damals Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre, inwieweit war die Kirche für Sie als jungen Mann ein besonderer Raum, ein Schutzraum vielleicht auch?

Markus Meckel: Ich glaube, dass es für die Erfahrungen ganz entscheidend war, aus welchem Elternhaus und aus welchen Kommunikationen man kam. Ich selber bin in einem Pfarrhaus aufgewachsen, mein Vater war evangelischer Pfarrer. Er stammte aus Wuppertal, war im Zweiten Weltkrieg Offizier gewesen, kam Ende der 1940er Jahre aus der Kriegsgefangenschaft zurück und blieb im Osten Deutschlands. Meine Mutter war in Berlin-Britz aufgewachsen, was dann später zu Westberlin gehörte, und landete durch Zufall in der DDR. Als mein Vater aus der Gefangenschaft zurückkam, soll sie gesagt haben: „Wir bleiben hier im Osten. Du kennst die Russen und weißt, wie man mit ihnen umgehen muss.“ Das war eine bewusste Entscheidung. Es gab eine ganze Reihe Pfarrer, die aus dem Westen in den Osten kamen, nicht weil sie den Kommunismus so toll fanden, sondern weil sie bei den Gemeinden bleiben wollten: „Die Herde braucht einen Hirten.“

Mein Vater wurde dann 1950 Pfarrer in der Nähe von Frankfurt an der Oder auf einem kleinen Dorf, später leitete er dann das Jugendmännerwerk. Das war so etwas

Ähnliches wie heute der CVJM (Christlicher Verein Junger Menschen), also etwas pietistisch, und eine ganz wichtige Institution in der DDR, weil dort sehr viel Jugendarbeit gemacht wurde. Mein Vater war dann in der ganzen DDR mit jungen Männern unterwegs, und so bin ich über die kirchliche Arbeit automatisch in die Jugendarbeit hineingewachsen. Ich bin als Jugendlicher regelmäßig zu Rüstzeiten gefahren, habe also zusammen mit anderen im Sommer irgendwo ein paar Tage verbracht, mit Bibelarbeit oder inhaltlicher Arbeit. Heute nennt man das Freizeiten und würde eher von politischer Bildung oder auch von Bibelkreisen sprechen.

Ich habe also meine Kindheit in diesem kirchlichen Raum verbracht, aber fern von den staatlichen Dingen. In den 1950er Jahren hatte die DDR die Jugendweihe eingeführt, um Jugendliche vor die Alternative zu stellen: Konfirmation beziehungsweise bei den Katholiken Kommunion oder kommunistische Erziehung. Die Kirchen versuchten damals festzuhalten, dass man nur eins von beiden machen darf, aber die Gemeinden hielten sich nicht daran, weil sie mit Repressionen konfrontiert waren. Die Kirchen steckten dann wiederum ein Stück zurück und erklärten, man könne auch beides machen, aber dann die Konfirmation nach der Jugendweihe, das jüngere Bekenntnis sollte dann gelten. Junge Christen waren also ab der achten Klasse damit konfrontiert, in Spannung zu dieser Gesellschaft zu stehen.

Stefan Nölke: Haben Sie das auch so erlebt?

Markus Meckel: Das habe ich selber erlebt. Ich hatte das Glück, im Berliner Missionshaus in der Nähe des Alexanderplatzes aufzuwachsen, da wohnten verschiedene christliche Familien zusammen. Wir waren eine richtige Festung. Anders als andere, vereinzelt Christen, die sehr unter Druck standen. Ich selber habe das später erlebt, als ich in Mecklenburg Pfarrer war. Mein ältester Sohn kam Mitte der 1980er Jahre in die Schule. Und als er nicht zu den Pionieren ging, weil wir das nicht wollten, war er der erste und einzige Nicht-Pionier an der Schule seit 15 Jahren.

Ich selber war weder bei den Pionieren noch in der FDJ, all dieses Zeug habe ich nicht mitgemacht. An unserer Schule waren wir mehrere davon, so etwa 20 aus unserem Missionshaus. Ich habe später erfahren, dass diese Schule immer Pech hatte, weil die Schüler nicht zu 100 Prozent Pioniere oder FDJler waren. Später hat man uns gar nicht mehr gezählt, damit die Statistik nicht versaut wird. An dieser Schule haben die Lehrer aber damit leben können, dass man anders war. Das war später an der Erweiterten Oberschule (EOS) schwieriger. Meine Schwester durfte, obwohl sie einen hervorragenden Zehnte-Klasse-Abschluss hatte, als Pfarrerstochter nicht zur EOS. Bei mir ist es meinem Vater irgendwie gelungen, dass ich an die EOS kam.

Ich hatte einen Lehrer, selber Pfarrerssohn, der mir zeigen wollte, wie man zu einem Kommunisten wird, damit ich es leichter habe als er auf dem Weg zur Anerkennung



des Sozialismus. Wir hatten jede Woche Donnerstag Politinformation, in der man die aktuellen Dinge des Tages diskutierte. Jedes Mal, man konnte darauf warten, hieß es: „Markus, was sagen Sie dazu?“ Ich sagte dem Lehrer frisch und frei heraus meine Meinung, und dann diskutierte er vor versammelter Mannschaft mit mir, aber sehr fair, mit Argumenten, bis ich sprachlos war und keine Argumente mehr hatte. Ein Jahr lang ging das so. Ich weiß noch, wie stolz ich war, als er am Ende des Jahres, das war 1968, nichts mehr sagen konnte. Es ging um die Erhöhung des Zwangsumtausches für diejenigen, die aus dem Westen in die DDR einreisen wollten. Am Anfang waren es nur fünf, später dann 25 Mark. Ich ging stolz nach Hause, diesmal hatte ich gewonnen. Kurz danach flog ich von der Schule, nach der zehnten Klasse.

Man kann sich diese Drucksituation heute gar nicht mehr vorstellen. Wer einen Rückhalt in der Familie hatte, konnte damit leichter leben. Zum Pfarrhaushalt sagten sie: Das sind sowieso verlorene Leute. Aber wer nicht aus dem Pfarrhaus kam, sondern alleine stand, für den war es richtig schwierig. Man fühlte sich in der Schule wie in feindlichem Gebiet, so war es in meiner eigenen Schulzeit.

Dass ich überhaupt eine Ausbildung machen konnte, lag daran, dass die Kirche Aus-

bildungsstätten hatte, wo man danach weiter lernen konnte. Was ungewöhnlich war. Aber als die Sowjets nach 1945 in die Sowjetische Besatzungszone kamen, waren die Kirchenführer schon nicht mehr die Deutschen Christen, sondern vor allem Leute aus der Bekennenden Kirche, die in Distanz zu Hitler gestanden hatte. So wurde die Kirche gewissermaßen von den Sowjets als Widerstandsorganisation anerkannt. Deshalb wurden sie anders behandelt als die Kirchen in der Tschechoslowakei, in Ungarn, in Rumänien und in den anderen Ländern des Ostblocks. Deshalb durfte es hier eine freie, unabhängige kirchliche Ausbildung geben. Ich selber habe sie in Potsdam-Hermannswerder absolviert, da gab es so ein kirchliches Seminar. Es gab auch eins in Naumburg und eins in Leipzig. Man konnte ab der achten Klasse diese kirchliche Ausbildung und dann Abitur machen, aber vom Staat war dieses nicht anerkannt. In ähnlicher Weise gab es auch Kirchliche Hochschulen, an denen man Theologie studieren konnte. Aber es war hervorragende Bildung. Ich habe das dann gemacht und das war so toll, wie es an der Uni nie hätte sein können.

Stefan Nölke: Vielen Dank, Markus Meckel. Christoph Wonneberger, wie war das bei Ihnen? Sie sind noch ein bisschen älter, Jahrgang 1944. In den 1950er Jahren war ja die Repression gegenüber der Kirche und den aktiven Christen sehr viel stärker als in späteren Zeiten, sehr viel massiver vor allem als in den 1980er Jahren. Wie haben Sie es erlebt, gab es da von Seiten des Staates sehr viel Zwang und Einschüchterung?

Christoph Wonneberger: Ich bin ja auch Pfarrerssohn gewesen. Mein Vater war Jugendpfarrer in Chemnitz, später Landesjugendpfarrer in Sachsen. Ich habe die Auseinandersetzung als Sohn miterlebt. Er erzählte immer, was mit der FDJ und der Jungen Gemeinde passierte, von 1951 an immer weiter bis 1956. Es hat mich aber natürlich als Sohn damals überhaupt nicht interessiert. Ich war an der Schule ein Außenseiter, aber das hat mir nichts ausgemacht. Ich habe auch gelernt, mich gegenüber meinem Vater durchzusetzen. Das war ein gutes Probierfeld gegenüber dem Staat. Wenn man das gelernt hat, dann verliert man die Angst.

Ich war natürlich auch nie bei den Pionieren. Aber in jedem Jahr wurde ich gefragt: „Bist du eingetreten?“ Und immer sagte ich: „Nein, wird auch nicht.“ So war das dann später auch mit der FDJ, aber für mich war das kein Problem. Ich hatte trotzdem meine Rolle in der Klasse, manches musste ich ausfechten für alle. Am Anfang haben alle den Mund gehalten, aber nach der Stunde kamen sie zu mir und sagten: „Gut gemacht.“ Ich hatte fast schon eine festgelegte Rolle, und die habe ich auch immer weiter beibehalten.

Stefan Nölke: Sie haben dann Theologie studiert, in Rostock?

Christoph Wonneberger: Aber nicht gleich, denn ich durfte keine Oberschule besuchen. In diesen Jahren war es ganz schwierig als Pfarrerssohn, egal, welche Zensu-

ren man hatte. Ich konnte damals auf der Mittelschule aber wenigstens die mittlere Reife machen, habe dann erst einmal Maschinenschlosser gelernt und dann überlegt, was ich machen könnte. An die Uni konnte ich ja nicht. Die einzige Möglichkeit war Theologie, aber eben nicht an der Uni, sondern ich habe genau so eine Ausbildung wie Markus Meckel, aber in Leipzig absolviert, habe erst einmal die Sprachen gelernt und konnte dann nach einer Sonderprüfung in Rostock studieren. Und ich konnte natürlich nur Theologie studieren, etwas anderes war nicht möglich.

Stefan Nölke: In Rostock hat die Stasi versucht, Sie anzuwerben. Können Sie von dieser perfiden Strategie erzählen?

Christoph Wonneberger: Ich habe aus Übermut zusammen mit anderen Studenten eine Antenne von einem Jugendclub in Rostock geklaut, weil wir gern den Norddeutschen Rundfunk empfangen wollten. Das war die wichtigste Informationsquelle. Das hat die Stasi benutzt, um mich zu erpressen: Der Druck, mein Vater, die Öffentlichkeit, das ging so etwa anderthalb Jahre. Ich habe aber darauf gedrungen, dass ich ein Urteil wegen des Diebstahls bekomme. Als das dann klar war, habe ich die Stasi wieder abgeschüttelt. Dann konnten sie mich nicht mehr erpressen. Das war natürlich eine Erfahrung, die unter diesem Druck mit Angst verbunden war. Aber es hat mir auch geholfen, ein Gefühl für die Leute zu entwickeln, die als Inoffizielle Mitarbeiter bei der Stasi gearbeitet haben. Es war für mich wichtig zu wissen, unter welchem Druck man stehen kann und wie schwierig es ist, ihn wieder loszuwerden. Auch für Gespräche war es wichtig, obwohl es mir meistens nichts genützt hat. Die Kommunikation mit den Leuten, die mich in meiner Arbeit bespitzelt haben, ist meist doch nicht gelungen.

Stefan Nölke: Frau Liebermann, auch Sie haben 1976 Bekanntschaft mit dem Repressionsapparat gemacht. Das war im Kontext der Ausbürgerung von Wolf Biermann. Wie kam es dazu, dass Sie aus der DDR ausgebürgert wurden?

Doris Liebermann: Nach der Biermann-Ausbürgerung gab es in Jena eine Unterschriftensammlung in der Jungen Gemeinde. 58 junge Leute hatten sich entschlossen, die Petition der Berliner Schriftsteller an die DDR-Regierung zu unterschreiben. Aber es gab einen Spitzel bei uns, der nachts um eins noch zur Stasi rannte und alles verriet. Am nächsten Morgen um sechs Uhr gingen die Verhaftungen los. 45 junge Leute wurden festgenommen, darunter zwei Tage später auch ich. Ich hatte diese Listen getippt, weil ich gut Schreibmaschine schreiben konnte. Von diesen 45 sind dann acht Leute als sogenannte Rädelsführer im Gefängnis geblieben, auch mein Lebensgefährte, der Jugenddiakon in Jena war. Sie saßen in Karl-Marx-Stadt. Eigentlich wäre das Gefängnis in Gera zuständig gewesen, aber dort wurde damals

gebaut. In Berlin waren Jürgen Fuchs, Gerulf Pannach und Christian Kunert aus Leipzig verhaftet worden, sie saßen in Hohenschönhausen.

Allen war „Staatsfeindliche Hetze“ vorgeworfen worden, was dann aber auf „Staatsfeindliche Gruppenbildung im schweren Fall“ erweitert wurde. Mit der Begründung, die Inhaftierten hätten versucht, den real existierenden Sozialismus in einen demokratischen Sozialismus umzuwandeln. Es war so absurd, das kann man sich heute schon gar nicht mehr vorstellen. Sie hatten Angst von einem neuen Prager Frühling.

Im Westen gab es dagegen massive Proteste. In Westberlin hatte sich 1976 das „Schutzkomitee Freiheit und Sozialismus“ gegründet, die drei Initiatoren waren Manfred Wilke, Hannes Schwenger und Margret Frosch. Die schafften es tatsächlich, eine große internationale Öffentlichkeit herzustellen. Leute wie Romy Schneider, Yves Montand, Michel Piccoli, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Heinrich Böll, die Kirchenleute Bischof Scharf, Heinrich Albertz, Helmut Gollwitzer haben alle unterschrieben und protestiert. Die DDR konnte sich daraufhin keinen Prozess mehr erlauben, weil es eine Farce geworden wäre. Offenbar sollte es einen Prozess geben, um junge Leute in der DDR einzuschüchtern.

Es lief dann auf eine Ausbürgerung hinaus, in die gleich die Angehörigen eingeschlossen waren. So sind wir 1977, die Inhaftierten im August, die Angehörigen im Dezember, nach Westberlin ausgebürgert worden. Wir hatten seit diesem Zeitpunkt Einreiseverbot in die DDR, obwohl niemand verurteilt worden war. Für niemanden war ein Straftatbestand nachgewiesen worden. Als wir dann später die Stasiakten lesen konnten, erfuhren wir, dass die Einreisesperre bis zum Dezember 1999 verhängt worden war.

Stefan Nölke: Wie alt waren Sie damals?

Doris Liebermann: Ich bin an meinem 24. Geburtstag ausgereist.

Stefan Nölke: Wie haben Sie als junger Mensch diese Haft, diesen enormen Druck, der von Seiten des Staates auf Sie ausgeübt wurde, und die Zwangsausbürgerung verkraftet?

Doris Liebermann: Wir hatten alle natürlich keine Ahnung, was uns erwartet. Man geht ja völlig unerfahren in solche Situationen hinein und weiß nicht, was kommt. Ich muss zu dieser Jenaer Zeit sagen, dass ich nie wieder in meinem Leben eine solche Solidarität erlebt habe. Ich studierte ja damals Theologie, und manchmal kamen Kommilitonen aus anderen Studienjahren, die ich gar nicht kannte. Sie hatten zum Beispiel im Erzgebirge in ihrer Gemeinde Geld gesammelt, damit wir unsere Rechtsanwälte bezahlen konnten. Das war wirklich eine tolle Unterstützung. Auf der anderen Seite merkten wir natürlich, dass wir immerzu observiert wurden, dass Stasileute



vor dem Haus standen oder dass die Post kontrolliert wurde. Und wir wurden auch misstrauisch. Dieses Misstrauen ist, glaube ich, das Schlimmste. Dass wir auch Freunden, wenn sie sich irgendwie komisch verhielten, misstrauten und dachten: Sind die vielleicht Spitzel?

Stefan Nölke: Sie sagten, ein Stasispitzel aus Ihrem Kreis habe die ganze Gruppe verraten. Ich habe gelesen, dass auch Ingo Braecklein, der bis 1978 Bischof der Evangelischen Landeskirche Thüringen war, ein Verräter und Informant war, was erst 1996 herauskam. Wie stark war das Umfeld der Jenaer Kirchenkreise damals von informellen Mitarbeitern durchsetzt? Als Autorin und Journalistin haben Sie nachgeforscht.

Doris Liebermann: Es war erschütternd, die Stasiakten zu lesen. Wir merkten ja schon damals, dass die Offene Arbeit auch von den Kirchenoberen misstrauisch beäugt wurde. Diese Langhaarigen passten nicht zu den frommen Christen, die es genauso in den Gemeinden in Jena gab. Wir merkten auch, dass die Kirchenleitung die Offene Arbeit nicht unterstützte und dass die Kirchenmitarbeiter, die diese Arbeit machten, immer angegriffen wurden. Aber als dann die Stasiakten geöffnet wurden, stellte sich heraus, dass zum Beispiel unser Jugendpfarrer 19 Jahre lang IM war, oder

ein anderer, sein Nachfolger: lange IM, Theologiestudenten: IM, der Superintendent: IM, unser Oberkirchenrat aus Weimar: IM. Es war für mich erschütternd, wie stark die Kirche von Stasileuten infiltriert war und wie wenig das die Kirche bislang öffentlich diskutiert hat. Noch heute wird ein Deckel darüber gezogen. Von Leipzig wird behauptet, die Kirche habe die Friedliche Revolution immer unterstützt, aber man muss das sehr differenzieren.

Stefan Nölke: Herr Meckel, wie sehen Sie das? Hat sich die Kirche zu wenig damit auseinandergesetzt?

Markus Meckel: Auch hier ist es ein sehr differenziertes Bild. Ich bin selber Theologiestudent und dann ab 1980 Pfarrer gewesen. Wir machten eine ganz Menge Friedensseminare und haben deren Kommunikation durch die ganze DDR organisiert. Da war ich natürlich Teil der Kirche. Man muss wissen, die Landeskirchen waren unterschiedlich. Nachdem mich die Berliner nicht übernommen hatten, kam Thüringen für mich wegen dieses Bischofs und der ganzen angepassten kirchlichen Strukturen nicht in Frage. Ich ging nach Mecklenburg ins „Exil“.

Aber das Wichtigste, was man wissen muss: Der Staat hatte keinerlei direkte Möglichkeit der Einwirkung in die Kirche. Die Kirche war die einzige unabhängige Institution. Sie war demokratisch und damit dezentral organisiert. Die einzige Chance für den Staat, Einfluss zu nehmen, war es, Personen aus der Kirche geheimdienstlich zu gewinnen. Und das versuchten sie oben genau wie unten, auf allen Ebenen. Es stimmt weder zu sagen, die Kirchen waren immer in Opposition zum Staat, noch stimmt, dass sie vollkommen angepasst und unterwandert waren. Ich könnte eine Fülle von Entscheidungen beschreiben, bei denen der Staat versucht hat Einfluss zu nehmen, etwa die Wahl eines bestimmten Bischofs zu verhindern. Zum Beispiel in Berlin-Brandenburg Gottfried Forck, den Nachfolger von Albrecht Schönherr. Die Stasi hat versucht, IMs in der Synode zu rekrutieren, die den Bischof wählte. Ich glaube, zwölf hatten sie in der Synode, aber es ist ihnen nicht gelungen. Forck wurde gewählt.

Man lebte mit dem ständigen Bewusstsein, dass die Stasi dabei war. Es gab einen Witz: drei Ehebetten. Man musste sich in jeder Lebenslage fragen, ob der andere dabei ist. Dieses Misstrauen war etwas ganz Schwieriges. In den 1970er Jahren habe ich sehr vielen Menschen misstraut. In den 1980er Jahren sagte ich dann: „Leute, es ist egal. Ihr sagt einfach, was ihr denkt.“ Nur wenn wir bestimmte Aktionen planten, haben wir aufgepasst.

Stefan Nölke: Auf diese Aktionen möchten wir nachher noch zu sprechen kommen. Herr Wonneberger, Sie waren einer der wichtigsten Protagonisten der Friedensbewegung. 1978 wurde der Wehrkundeunterricht eingeführt, ein Lieblingspro-

jekt von Margot Honecker. Die SED militarisierte mehr und mehr die Gesellschaft. Gleichzeitig kam es 1979 nach der Aufrüstung der Sowjetunion mit SS-20-Raketen zum Konflikt zwischen Ost und West um die Stationierung von Mittelstreckenraketen, zum Nato-Doppelbeschluss und zur Nachrüstung von amerikanischen Pershing-Raketen. Vor diesem Hintergrund war es Ihre zentrale Idee, einen sozialen Friedensdienst einzurichten. Sehr viele Menschen, Sie vorneweg, setzten sich dafür ein, dass auch Jugendliche in der DDR Zivildienst machen konnten. Wie stark war damals der Zulauf der Jugendlichen und wie stark sind Sie mit Ihrem großen Anliegen von der Kirchenleitung unterstützt worden?

Christoph Wonneberger: Ich möchte noch ein kleines Stück zurückgehen. Ich habe beizeiten, erst einmal in Taucha in der Nähe von Leipzig, als Pfarrer angefangen. Später in Dresden und dann in Leipzig habe ich die ganze Zeit über Offene Jugendarbeit gemacht, die nicht an die kirchliche Mitgliedschaft gebunden war. Meist kamen da Leute, die insgesamt sowieso nicht so angepasst waren. Das lag für mich ganz nahe, denn ich war selber so gestrickt. Da kamen Jugendliche aus der ganzen Stadt oder auch aus dem ganzen Land, und es gab verschiedene Angebote. Ich war ja eigentlich normaler Pfarrer. In meinem Tageslauf hatte ich immer meine Pflicht zu tun, aber dann gab es noch die Kür, in der zweiten Schicht. Mit den Jugendlichen habe ich dann an Abenden und an Wochenenden auch ein Stück zusammen gelebt. In Halle, in Jena oder in Weimar, überall in der DDR gab es Leute, die Offene Jugendarbeit anboten. Zwischen ihnen gab es ein loses Netz, man wusste voneinander. Unser wichtigstes Kommunikationsmittel waren damals die Tramper. Jugendlichen, die unterwegs waren, konnte man Nachrichten mitgeben. Es hat sich später herausgestellt, dass auch davon viele bei der Stasi waren. Aber immerhin gab es eine Kommunikation.

Es stimmt natürlich, die Stasi war immer dabei. Aber das hat mich überhaupt nicht gelähmt, ich habe mich immer völlig frei gefühlt. Man konnte sowieso nichts geheim halten, also musste man ganz offen reden. So frei hat sich eigentlich kaum jemand gefühlt. Und als Pfarrer war ich relativ frei. Natürlich musste ich ab und zu antreten, wenn es Probleme gab. Da wurde ich vorgeladen und musste mich vor dem Bischof, bei der Kirchenleitung rechtfertigen, aber ich habe alles gemacht, was ich wollte. Die Kirche war immer offen dafür.

In der Situation 1979, nach der Einführung des Wehrunterrichts, hat sich alles weiterentwickelt. Der Druck war groß. Da kamen nicht nur junge Männer, sondern auch junge Frauen, auch die wurden mobil. Das war wichtig. Deshalb habe ich damals die Idee des sozialen Friedensdienstes entwickelt, als einer Art Bürgerbewegung. Die habe ich mit nicht gewöhnlicher Kommunikation versucht herzustellen,



zum Beispiel per Kettenbrief. Es ging darum, politische Kraft zu bündeln und zu sehen, ob es funktioniert. Daraus haben sich später die Friedensgebete entwickelt. Es war die Möglichkeit, eine Organisationsform für die Initiativgruppen zu finden, mit denen ich gearbeitet habe. Das haben wir dann Friedensgebete genannt.

Das hat natürlich weder dem Staat noch der Kirche gepasst, jedenfalls der sächsischen Kirche nicht. Andere Kirchen waren da offener, Berlin oder Magdeburg, das war verschieden. Manches haben die Kirchen aufgenommen, manches nicht.

Stefan Nölke: Korrigieren Sie mich, aber am Ende der DDR hat die Kirche dann diese Forderung nach einem Friedensdienst offiziell übernommen, richtig?

Markus Meckel: Der Bund der Evangelischen Kirchen hat es übernommen. Man muss sogar sagen, nicht erst übernommen. Die Grundidee eines Zivildienstes als Möglichkeit, den Wehrdienst zu verweigern und stattdessen zivil zu arbeiten, ist viel älter. Die gab es schon in den 1960er Jahren. Als die DDR die Nationale Volksarmee gründete, hat die Kirche 1964 durchgesetzt, die Verordnung für Bausoldaten zu schaffen. Schon das war eine Initiative, durch die sich die SED so unter Druck fühlte, dass sie die Möglichkeit einrichtete, Bausoldat zu werden. Sie machte aber keine Werbung dafür und gab auch keine Information dazu. Das Wissen darüber, dass es möglich war, nicht nur total zu verweigern, sondern Soldat ohne Waffe zu werden,

vermittelte die Kirche, auch mit Informationsveranstaltungen. Ich selber habe in den 1960er Jahren solche Veranstaltungen besucht, aber dann nicht mitgemacht, sondern totalverweigert. Ich habe keinen Dienst mit dem Spaten geleistet.

Das Besondere bei Christoph Wonneberger war nicht die inhaltliche Forderung, die schon lange im Raum hing, sondern die Art der Kommunikation. Es war etwas Neues, mit einer Initiative von unten zu den Menschen zu gehen, in einer Situation, in der die Militarisierung so ein starkes Thema war. Es war die Diskussion um die Nachrüstung, die Friedensfrage stand für uns ganz oben, weil wir uns bedroht fühlten.

Die Art und Weise, wie die SED das Thema in ihrem Militärunterricht vermittelte, war eine absolute Verharmlosung der Sicherheitsfrage. Da gab es natürlich die guten Atomwaffen im Osten und die schlechten im Westen. All diese Dummheiten, die man uns erzählt hat, haben die Sicherheitsfrage für uns und die Friedensfrage wichtig gemacht, sodass dann überall, wo solche Typen wie Christoph waren, Gruppen wie Pilze aus dem Boden schossen, die mit anderen kommunizierten und sagten: „Lasst uns das regelmäßig machen.“ Wir haben dann in der ersten Hälfte der 1980er Jahre versucht, diese Gruppen zu sammeln. Ab 1982 gab es einmal im Jahr Treffen, am Ende waren es ungefähr 300 Gruppen, deren Delegierte zusammenfanden.

Stefan Nölke: Herr Wonneberger, ist das nicht doch am Ende eine Erfolgsgeschichte gewesen? Die Idee, die Sie vorangetrieben und für die sich viele junge Menschen engagiert haben, wurde am Ende, nach der Friedlichen Revolution, auch umgesetzt. Die Einführung des Zivildienstes war 1990 eine der ersten Maßnahmen in der DDR.

Christoph Wonneberger: Ja, aber der Ansatz war wesentlich größer. Es ging nicht nur um den Ersatz des Wehrdienstes. Die Idee war wirklich, einen Friedensdienst außerhalb des Militärs einzurichten. Bis dahin, eine soziale Verteidigung einzuüben. Und zwar auf allen Ebenen: Naturschutz, Dritte Welt, Gerechtigkeit. Die Gruppen waren alle miteinander vernetzt. Jedenfalls als ich in Leipzig war. Mit dem eigenen Anliegen, der Vernetzung und den wöchentlichen Treffen konnten die Gruppen einander befruchten. Das war ein großes Modell, gegenüber der offiziellen Politik das Gewissen und die Erkenntnis zu gewinnen, wie die Welt funktionieren soll.

Stefan Nölke: Zu dieser Geschichte gehören natürlich auch die Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“, die 1981 in einer Textildruckerei in Herrnhut gedruckt wurden. Das Emblem der Friedensbewegung, das viele junge Menschen trotz massiver Einschüchterung als Ausdruck ihrer Unangepasstheit getragen haben. Was glauben Sie, warum das die Jugendlichen so fasziniert hat?

Markus Meckel: Das ist auch ein wichtiger Punkt, der die Differenzierung deutlich

macht. Einerseits wurde davon gesprochen, dass manche Kirchenleitungen wie bei Herrn Braecklein oder in der sächsischen Kirche Druck ausübten. Deshalb muss man immer sehr konkret sagen, von wem man redet. Aber diese Aufnäher waren ein offene kirchliche Angelegenheit, denn die Kirchen der DDR hatten beschlossen, eine Friedensdekade abzuhalten. An zehn Tagen im November sollte man sich für die Friedensverantwortung zusammenfinden, in Gottesdiensten und Veranstaltungen. Dazu nahm die Kirche dieses Wort aus den Propheten, dass Schwerter zu Pflugscharen werden sollen. Interessanterweise hatte die Sowjetunion den Vereinten Nationen eine Skulptur geschenkt, die diese Szene abbildet: Jemand schmiedet etwas aus einem Schwert. Sie steht noch heute in New York. Dieses Bild nahm die Kirche als Symbol für die Friedensdekade.

Am Anfang schien das ganz harmlos, aber dann wurde das Bild nicht nur für die zehn Tage genutzt, sondern wir trugen diesen Vliesaufnäher auf unseren Parkas und Kutten. Wir sahen damals alle auch noch etwas anders aus als heute, bisschen wilder, lange Haare, eben unangepasster, wie eine alternative Szene. Wir waren etwas widerspenstige junge oder auch nicht mehr ganz jugendliche Leute – ich war damals schon Pfarrer – und brachten das unter die Leute. Die jungen Menschen haben das Emblem dann zum Teil aus einer gewissen jugendlichen Opposition heraus, aber durchaus auch mit Argumenten aus der Auseinandersetzung zu Friedensfragen als ihr Symbol getragen. Das führte dazu, dass wegen dieses Aufnehmers Leute von der Schule flogen, in Gefängnisse kamen oder ihren Studienplatz verloren. Zwischendurch hatte es so etwas lange nicht gegeben. Es erinnerte wieder an die 1950er Jahre, wo so etwas oft passiert war.

Stefan Nölke: Was glauben Sie, warum hat die SED so allergisch auf diese Aufnäher reagiert?

Markus Meckel: Die haben allergisch reagiert, weil es in völligem Widerspruch zu der Art und Weise stand, wie man in der Schule lernte, für den Frieden einzutreten. Für den Frieden hatte man an der Seite der Sowjetunion einzutreten und man ging zur Armee, um den Frieden zu verteidigen. Das war die übliche Friedenspolitik. Dann hatten die aber dummerweise die SS-20 aufgestellt, das heißt Mittelstreckenraketen modernisiert, die den Westen zusätzlich bedrohten. Das hat der Westen auch öfter gemacht, aber in dieser Phase hatten es die Sowjets getan. Der Westen kritisierte das und machte dann mit diesem Doppelbeschluss deutlich, gegen den wir ja auch waren: „Dann rüsten wir mit anderen Mittelstreckenraketen nach, den selbstgeleiteten Waffen.“ Da waren wir uns mit der Friedensbewegung im Westen einig, dass das die gesamte Friedenssituation destabilisiere, weil es zu einer Verkürzung der Vorwarnzeiten komme und dadurch die Welt instabiler werde. Manche im

Westen haben dann nur vergessen, dass sie nicht nur gegen die amerikanischen Waffen sein sollten, sondern auch gegen die russischen. Wir waren von Anfang an gegen beide. Aber wir fühlten uns natürlich mit denen im Westen auch verbunden. Viele unserer Aktivitäten in den 1980er Jahren waren gemeinsame mit denen der Grünen oder anderer Organisationen, die rüberkommen konnten oder manchmal eben auch nicht. Aber wir fühlten uns verbunden in einem gemeinsamen Friedenswillen gegen die Regierungen.

Stefan Nölke: Frau Liebermann, gab es damals schon so eine Art gesamtdeutsche Friedensbewegung? Es gab auch im Westen diese Aufnäher, die waren von Ost nach West rübergeschwappt. Sie waren damals schon in Westberlin, wie haben Sie es wahrgenommen?

Doris Liebermann: Ich habe wahrgenommen, dass die Friedensbewegung in diesen Jahren insgesamt sehr antiamerikanisch war und es natürlich immer auch Leute gab, die sich engagierten und beides sahen. Das muss man genauso differenzieren. Wichtig zu erwähnen sind die „Frauen für den Frieden“ in der DDR um Bärbel Bohley, Ulrike Poppe, Katja Havemann, Heidi Bohley und Irena Kukutz, die auch Kontakte zu Friedensfrauen in Westeuropa hatten, in der Bundesrepublik zu Petra Kelly und Eva Quistorp von den Grünen. Das führt vielleicht jetzt viel zu weit, wenn wir noch Publikumsfragen zulassen möchten. Ich möchte aber auf mein Buch „Gespräche mit Oppositionellen“ hinweisen, in dem zum Beispiel ein Interview mit Bärbel Bohley abgedruckt ist, in dem sie von dieser Zeit erzählt.

Stefan Nölke: Trotzdem würde ich gern noch ein paar Dinge besprechen. Herr Wonneberger, in den 1980er Jahren gab es verschiedene Basisgruppen. Wie kam es zu diesem immer wieder diskutierten Konflikt in Leipzig: Auf der einen Seite die Basisgruppen, junge Heißsporne, die die Friedensgebete organisierten und ausrichteten, auf der anderen Seite die Kirchenoberen, die immer wieder sagten: „Leute, Gemach, Gemach.“ Leute wie zum Beispiel Friedrich Magirius, der Superintendent in Leipzig, die Sie vielleicht ausgebremst haben. Ihnen wurde ja die Koordinierung der Friedensgebete entzogen. Dann hat das Christian Führer gemacht. Wie haben Sie die Politik der Kirchenleitung Ihnen gegenüber damals empfunden – als Schlag ins Kontor?

Christoph Wonneberger: Es ging so lange gut, wie es gut ging. Es gab ständig Auseinandersetzungen, klar. Wenn man ständig am Lack kratzt, kommt es dazu, das ist normal. Ich habe immer mehr Ziele vor mir gesehen als andere. Manche dachten, wir müssen das bremsen, sonst wird es gefährlich. Ich dachte aber, wir müssen Schritt für Schritt gehen und uns selber befreien in dem, was wir machen wollen. Ich habe diese Gruppen als eine Art Mentor Stück für Stück koordiniert. Ich habe mich

auch außerhalb der Nikolaikirche mit ihnen getroffen und Sachen verabredet. Es kamen auch ganz neue Themen hinzu, es ging nicht bloß um Frieden, sondern auch um die Umwelt oder die Dritte Welt. Vor allem in den letzten zwei Jahren der DDR ging es viel um Menschenrechte, innerhalb der DDR, aber auch in Europa überhaupt.

Die Ziele wurden immer weiter, und die Leute, die sich in den Gruppen einbringen wollten, wurden mehr. Für viele waren das ganz neue Ideen. Auch mit Leuten zu reden, die aus der DDR weggegangen waren, kam dazu. Da gab es Rückkoppelungen in den Menschenrechtsgruppen, manche unterstützten aus dem Westen mit Technik. Das war ein Projekt, das sich selber weiter entwickelte. Die Kirchenleitung, der Superintendent und auch die Gemeinde haben manchmal gar nicht überschaut, was in den verschiedenen Gruppen eigentlich abging. Auch die anderen Gemeinden nicht. Das war bereits eine andere Gesellschaft, die wir gedacht haben.

Und alles war immer ein Stück unter dem Dach der Kirche, soweit das Dach des Gebäudes Kirche eben reicht. Manchmal ist man im Regen, wo der Wind weht, manchmal ist man noch unterm Dach und manchmal nicht, da ist man schon draußen. So wie das Bild, so war es auch wirklich. Die Ängste, die jeder so mitbrachte, vor allem die Pfarrer der Nikolaikirche, da kam es zu Konflikten, die gar nicht ausbleiben konnten.

Deren Höhepunkt war ein Friedensgebet, in dem wir Geld für einen Sprayer sammelten. Der hatte in Leipzig eine staatsfeindliche Parole gesprayed, wurde erwischt und musste 4 000 Mark Strafe zahlen. Beim Friedensgebet, die Kirche war richtig voll, sagte ich: „Wir sammeln noch eine Kollekte extra für seine Strafe.“ Und damit man das nicht mit der normalen Kollekte verwechselt, haben wir irgendwelche Gefäße genommen, einen Hut, einen Karton und Ähnliches. Da verlor der damalige stellvertretende Superintendent die Nerven, stand auf und erhob Einspruch. Da sagte ich: „Entschuldigung, ich leite diese Veranstaltung, Sie können mir jetzt gar nichts sagen. Wir können danach reden, aber jetzt wird die Kollekte gesammelt.“ Das war der Auslöser dafür, dass mir der Superintendent die Erlaubnis entzog, die Friedensgebete zu koordinieren. Paar Wochen und Monate ging es dann weiter, aber nicht gut. Manche Gruppen sind ausgestiegen, weil sie in den Friedensgebeten nichts mehr sagen durften, und haben die Veranstaltungen dann vor der Kirche abgehalten. So kam die Revolution dann im wahrsten Sinne „aus der Kirche“.

Markus Meckel: An dieser Stelle noch mal ein wichtiger Punkt, der vorhin auch schon angesprochen wurde. Ich sehe es etwas anders. Was du (zu Christoph Wonneberger) jetzt beschrieben hast, ist ein innerkirchlicher Konflikt, denn du warst Pfarrer und hast darauf bestanden zu sagen: „Ich leite diesen Gottesdienst.“ Das hast du



dann auch gemacht. Das war möglich nach dem Recht der Kirche. An dieser Stelle konnte man dir überhaupt nichts. Es gab dann den Konflikt, dir die Betreuung zu entziehen. Aber diese konkrete Arbeit konnte man dir auch nicht wegnehmen.

Ich mag nämlich diese Formulierung „unter dem Dach der Kirche“ überhaupt nicht, weil er so tut, als hätten die Akteure mit Kirche nichts zu tun. Aber du bist ein Mann der Kirche gewesen und ich auch. Und ich habe nicht unter dem Dach der Kirche gehandelt, sondern als engagierter Christ, der sich mit diesem Staat auseinandersetzte. Vieles, was wir dann bis Ende der 1980er Jahre gemacht haben, war zu einem hohen Anteil nicht nur mit Christen, genau wie du in deiner Offenen Jugendarbeit ja nicht nach dem Taufschein gefragt, sondern Angebote gemacht hast, um mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Das war missionarische Jugendarbeit in die Gesellschaft hinein mit den Themen, für die du gebrannt hast. In diesem Sinne eine ganz genuine christliche, kirchliche Arbeit.

Ich finde diese Unterscheidung: Das war die Kirche und wir waren die Opposition, völlig falsch. Wenn manche dies tun, finde ich es problematisch. Denn wenn man dann fragt, welche Rolle die Kirche im Herbst 1989 spielte, dann sage ich, eine kaum zu überschätzende Rolle, aber sehr unterschiedlich. Die eine Gemeinde

schloss die Tür mit ihren Gremien, die nächste machte die Türen auf und die Pfarrer sind aufgestanden und haben eingeladen. In wie vielen Kirchen konnte man so etwas tun wie wir damals, also die Sozialdemokratische Partei gründen. Wo lagen denn die ganzen Programmzettel und Möglichkeiten zur Information? In den Kirchen.

Natürlich haben wir ganz bewusst Ende 1988 gesagt, wir gehen aus der Kirche heraus, weil Kirche kein Revolutionsinstrument ist, auch gar nicht sein kann. Sondern wir wollten eine demokratische Regierung und suchten uns dafür eigene Instrumente, eine Bewegung außerhalb der Kirche, in unserm Fall eine Organisation wie eine Partei. Die haben wir dann natürlich auch noch so gemacht, dass wir faktisch mit der Gründung der SDP die eine Hand, die sozialdemokratische, aus dem SED-Parteiabzeichen herausgezogen haben. Das SED-Parteiabzeichen symbolisierte ja den Handschlag von Wilhelm Pieck (KPD) und Otto Grotewohl (SPD) beim (Zwangs-) Vereinigungsparteitag zur SED. Das war ein bewusster Schritt aus der Kirche heraus, aber nicht weil die Kirche uns herausdrängte, sondern sehr konzeptionell, weil die Kirche als solche kein Organ einer Revolution sein kann.

Christoph Wonneberger: Man kann sich sicher verständigen, aber ich habe dieses Bild vom Dach der Kirche wirklich immer bewusst benutzt, weil es bedeutet, dass Kirche ein Schutzraum ist und dass man andere nicht im Regen stehen lässt. Andere, die der Kirche zwar nicht angehören, aber trotzdem Schutz brauchen, um in der Gesellschaft etwas bewirken zu können. Das ist wie ein Ferment, eine Hefe. Im Schutz der Kirche kann sich etwas entwickeln und dann ins Gesamte wirken. Für mich war so ein Punkt im September 1989, als Gewalt auf der Straße und in den Köpfen war. Da hatte ich das Gefühl, hier wird etwas passieren und wir müssen dafür sorgen, dass es gewaltfrei passiert. Dieser Schritt von der Kirche zu einer Demonstration, wo etwas, das vorher nur im Kopf war, unter diesem Dach der Kirche auch Füße bekam. Wir konnten das befördern, aber machen mussten es die anderen, wir hatten es dann nicht mehr in der Hand.

Stefan Nölke: Die Kirche als Laboratorium, als Keimzelle, ja als „Sauerteig“, was ja auch ein biblischer Begriff ist. Frau Liebermann, können Sie mit dieser Formulierung leben?

Doris Liebermann: Damit kann ich auf jeden Fall leben. Ich wollte noch einmal zurück zu Ihrer Frage von vorhin, zur Friedensbewegung. Mir ist noch mal so durch den Kopf gegangen, wie wir dann im Westen weiter agiert haben. Wir hatten eine kleine Wohnung in Berlin-Zehlendorf. Gar nicht weit entfernt gab es das Hendrik-Kraemer-Haus, das von Christen aus holländischer Tradition geführt wurde, die niederländische ökumenische Gemeinde, die auch sehr engagiert und sehr an der

DDR interessiert war. Wir gingen dahin und dachten, wir könnten da mitarbeiten und uns mit unserer Erfahrung einbringen. Aber als wir erzählten, wo wir herkommen und was uns passiert war, sagten die: „Nein, mit euch wollen wir nichts zu tun haben, ihr wart in der DDR im Gefängnis, ihr könnt ja nur Kriminelle sein.“ So etwas ist oft passiert, gerade am Anfang. Das Wissen um die DDR war wirklich sehr gering. Und die Leute waren auch durch die DDR-Propaganda infiltriert, das muss man ganz eindeutig sagen. Das haben mir viele Jenaer erzählt, aber auch Fuchs, Pan-nach und Kunert haben immer wieder erlebt, dass sie ausgegrenzt wurden, weil sie als Antisozialisten angesehen wurden.

Stefan Nölke: Noch einmal die grundsätzliche Frage an Sie, Frau Liebermann: Was hat Sie damals als jungen Menschen motiviert, sich zu engagieren, obwohl Sie vielleicht wussten, was Ihnen blüht? Was hat Sie angetrieben?

Doris Liebermann: Wir wussten nicht, was uns blüht. Ich lese gerade bei BStU verschiedene Stasiakten, wo auch die Protokolle der Jenaer enthalten sind. Dort ist immer wieder zu lesen: „Wir unterschreiben nur die Petition der Schriftsteller, dann kann uns der Staat nichts anhaben.“ Das war ein völliger Trugschluss. Natürlich konnte der Staat einem, wenn er wollte, alles anhaben. Die Motivation war, dass wir mit diesen Lügen nicht mehr leben wollten. Immerzu diese Parolen von Frieden, Freiheit und Sozialismus, aber im täglichen Leben erfuhr man, dass es nicht stimmte, dass junge Leute von den Schulen flogen, ins Gefängnis gingen oder, wenn sie nicht zur Armee wollten, eingesperrt wurden. Diesen dauernden Widerspruch konnte man nicht aushalten.

Stefan Nölke: Herr Meckel, wie haben Sie die Jugendlichen damals erlebt, die zu Ihnen kamen: Was hat sie motiviert und wie fundamental war ihre Opposition? Oder hatten die jungen Menschen einfach nur keinen Bock, sich ständig gängeln zu lassen? Wollten sie ihr eigenes Ding machen, wie man heute sagen würde?

Markus Meckel: Das kann ja zusammengehören. Natürlich will ein junger Mensch, der immer in vorgegebenen Bahnen lebt, ausbrechen, das ist eine normale Sache. Das Problem war, dass man in der DDR aus Sicht der Offiziellen an der falschen Stelle ausbrechen konnte, und dann hatte man ein Problem. Aber in der Kirche fand man, wenn es Ansprechpartner gab, plötzlich Räume, in denen ein anderes Leben als üblich gelebt werden konnte. Faktisch hat man sich ja dann auch inhaltlich mit verschiedenen Themen beschäftigt, wenigstens wenn man einigermaßen wach war. Ob das nun Umweltfragen waren, Tschernobyl war 1986, die Welt brannte an verschiedenen Stellen und man wollte sich engagieren.

Die Opposition bestand aber nicht nur aus jungen Menschen. Ich war in den 1980ern Mitte Dreißig, andere waren auch so, wir waren keine kopflosen Jugend-

lichen. Sondern wir wussten sehr genau, was wir taten. Einerseits waren es junge Menschen, die da hineinkamen, und wir arbeiteten mit ihnen in solchen Kreisen, auch zu politischen Fragen. Andererseits machten wir schon sehr bewusst politische Arbeit, versuchten uns damit analytisch auseinanderzusetzen, Positionen zu formulieren und diese unter die Menschen zu tragen. Nicht zuletzt sagten wir dann, wir gehen gezielt den Weg außerhalb der Kirche, um Menschen zu sammeln. Wer eine Partei gründet, will ja nicht allein bleiben. Man geht raus und gründet eine Organisation, um dem Ganzen eine neue Perspektive zu geben. Das war natürlich erst am Ende der DDR.

Ich möchte auch noch ein Wort zu Opposition und Stasi sagen, weil wir vorhin von Kirche und Stasi gesprochen haben. Diese ganzen Gruppen haben sich ja nicht Opposition genannt. Wir machen das jetzt nachträglich. Obwohl sie sehr unterschiedlich waren in ihren Ideen und Zielen, ist das ein Allgemeinbegriff. Aber gerade zum Beispiel die „Initiative Frieden und Menschenrechte“ wird immer darauf bestehen, sie sei die einzige oder wichtigste nichtkirchliche Gruppe gewesen. Wenn man dann mal durchgeht, wer dazugehörte: Fast die Hälfte war Stasi oder hat zumindest mit der Stasi zusammengearbeitet. Ich werfe denen das nicht vor. Es war genauso wie bei Kirche. Wenn der Staat Einfluss haben wollte, dann ging das nur geheimdienstlich. Und dem wiederum konnte man nur begegnen, wenn man sehr offen agierte, so wie Christoph Wonneberger gesagt hat.

Wenn wir ein Friedensseminar veranstaltet haben, waren wir immer sicher, dass die dabei waren. Wir wussten nicht, wie viele, wir wussten auch nicht konkret, wer. Aber wenn wir sagten, wir diskutieren einen Text, den wir anschließend an Honecker schreiben wollten – das haben wir ja dann auch mit bestimmten Forderungen gemacht –, dann war uns egal, ob von den 80 oder 100 Leuten 15 bei der Stasi waren. Die haben auch die Hand gehoben. Denn wenn sie sie nicht gehoben hätten, dann hätten sie sich verraten. Manchmal dachten wir sogar, wenn jemand bei einer Vorbereitungsgruppe immer dabei sein wollte, konnte es auch sein, dass er das musste, weil er berichten sollte. Es war immer ambivalent. Es konnte jemand besonders aktiv sein und zugleich geschickt worden sein. Man hatte dafür keine Garantie.

Wichtig war, dass wir uns unsere Kommunikation und unser Vertrauen nicht kaputt machen ließen. Das war manchmal nicht einfach. Ich könnte Leute nennen, bei denen ich jahrelang den Verdacht hatte, sie seien bei der Stasi gewesen, der sich bis heute nicht bestätigt hat. Und es gab andere, denen ich vertraut habe und da war es doch anders.

Stefan Nölke: War dies das Geheimnis, sich nicht einschüchtern zu lassen und einfach weiter zu machen? Sie haben es vorhin schon einmal angesprochen.

Christoph Wonneberger: Ja. Ich habe mich immer frei gefühlt in der DDR. Ich hatte nie das Gefühl, dass ich eingeschränkt war. Ich konnte mein Leben relativ frei bestimmen. Ich hatte nie Fernweh, habe nie gedacht, ich müsse unbedingt nach Kanada oder so. Die Länder, die ich bereisen konnte, haben mir meistens gereicht.

Stefan Nölke: Es war eine innere Freiheit?

Christoph Wonneberger: Ja. Es gibt natürlich andere Grenzen, soziale Grenzen, die beschränken können, aber die innere Freiheit habe ich beizeiten gelernt. Ich habe mich damals nicht einschüchtern lassen und mache das auch jetzt nicht.

Stefan Nölke: Meine Damen und Herren, vielen Dank! Bis hierher. Haben Sie noch Fragen?

Frage aus dem Publikum: Ich habe einen Hinweis und eine Frage. Diesen Aufkleber „Schwerter zu Pflugscharen“ hatte ich selbst am Auto, auch noch den: „Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.“ Bei einer Einreise nach Ostberlin musste ich diese Dinge abmachen. Das zeigt, was die DDR für eine Angst vor dieser Friedensbewegung hatte. Meine Frage geht an Markus Meckel. Wir alle wissen, dass es Bausoldaten gab, aber Totalverweigerung in der DDR? Den wenigsten ist etwas darüber bekannt. Können Sie dazu noch etwas sagen?

Markus Meckel: Es gab Leute, die den Wehrdienst verweigerten, bevor es die Bausoldatenregelung gab. Und es gab Leute wie mich oder einen meiner Brüder, die den Wehrdienst verweigert haben, auch den als Spatensoldat. Man bekam dafür knapp zwei Jahre Gefängnis, das war üblich. In den 1960ern/70ern gab es immer ein paar Hundert davon. In den 1980er Jahren wurden immer weniger davon eingezogen. Und wenn sie keinen Einberufungsbefehl bekamen, wurden sie auch nicht verurteilt. Der Staat vermied das Risiko, dass daraus eine große Diskussion wurde. Man wusste das nicht, schon gar nicht 1970, als ich mit 17 Jahren meine Begründung schrieb. Diese Erklärung gab man ab, und dann passierte erst einmal gar nichts. Sondern man wartete man auf den Musterungsbefehl. Wenn der kam, ging man hin und erklärte alles noch einmal, sodass die wussten, man bleibt dabei. Dann war die Frage, ob man den Einberufungsbefehl bekommt. Ich bekam den nie. Aber man wusste das eben nicht, sondern lebte über Jahre mit dem Damoklesschwert, dass er jederzeit kommen konnte.

Ich kenne keine genauen Zahlen, aber ich glaube, es gab insgesamt über Tausend, die das gemacht haben, und auch ein paar Hundert, die deswegen im Gefängnis gesessen haben. Ich habe Ende der 1980er in Magdeburg so ein ökumenisches Zentrum geleitet, eine Bildungsstätte, und hatte vorher in Ungarn katholische Basisgruppen kennengelernt, die sogenannten Bulanyi-Gruppen. Ein serbischstämmiger Katholik hatte seit Ende des Krieges kleine Basisgruppen von jeweils zwölf Leuten gegründet,



die ganz konsequent den Wehrdienst verweigerten. Dieses Netzwerk breitete sich ziemlich aus. Die gingen regelmäßig in die Gefängnisse. Im Herbst 1989 machte ich mit denen in meiner Bildungsstätte ein Seminar über Gewaltlosigkeit.

Auch verweigerten übrigens die „Zeugen Jehovas“ grundsätzlich den Wehrdienst und bevölkerten aus diesem Grund die Gefängnisse. Wehrdienstverweigerung war nicht vorgesehen, das war eine freie Entscheidung, die aber erst dann wirksam wurde, wenn man dem Einberufungsbefehl nicht folgte. Wenn man das vorher erklärte, hat der Staat gelenkt, ob er Interesse daran hatte, bestimmte Leute aus dem Verkehr zu ziehen, oder sagte, wenn das öffentlich werde, ist es schlecht, dann passierte vielleicht nichts. Da die Zeugen Jehovas aus tief religiösen Gründen zum Teil aber auch sehr unpolitisch waren, wurden sie reihenweise verurteilt.

Frage aus dem Publikum: Herr Wonneberger, wie haben Sie mir Herrn Führer zusammengearbeitet und mit welchen Themen haben Sie die Jugendlichen begeistern können, auch außerhalb der Kirche zu Ihnen zu kommen?

Christoph Wonneberger: Zur Beziehung zu Herrn Führer, dem Pfarrer der Nikolaikirche: Wir hatten bis 1988 eigentlich keine Probleme, denn ich war ja nicht Pfarrer in der Nikolaikirche, sondern nur Gast. Ich habe nur die alternativen Gruppen

betreut. Der Konflikt war vorprogrammiert. Und er war kein persönlicher Konflikt, sondern ein sachlicher, der nur durch Personen, also den Superintendenten und den Pfarrer, ausgetragen wurde, weil der Staat mithilfe der Stasi Druck auf sie ausübte. Ich habe in den Gruppen immer gesagt: „Es gibt keine Vorzensur, sondern jeder kann sagen, was er will.“ Eine Gruppe muss alles, was sie bewegt, ohne Zensur äußern können. Ich habe das Ganze als Pfarrer begleitet und später in der Runde ein Feedback gegeben. Ob das nun gut war oder nicht. Aber vorher wurden Texte nicht zensiert. Das hätten der Superintendent und der Pfarrer der Nikolaikirche natürlich gern anders gehabt. Diese Vorzensur habe ich aber verweigert. Nach meinem Rauswurf haben sie dann eine solche eingeführt. Dass sich die Gruppen das nicht gefallen ließen, die sich ja ein Stück mehr Freiheit erobern wollten, war völlig klar, dazu musste es kommen.

Zu Ihrer zweite Frage: Die Themen reichten von Kindererziehung über Umweltschutz bis zur Dritten Welt. Es gab Gruppen, die sich für Rumänien, für Mittelamerika, für Menschenrechte einsetzten. Es waren alles Themen, die in der Gesellschaft wichtig sind. Wir organisierten zum Beispiel am Leipziger Fluss Pleiße einen Gedenkweg, an dem sich auch andere beteiligten. Wir haben also lokal, aber auch global gearbeitet.

Frage aus dem Publikum: Ich habe eine Frage zu den Friedensgebeten. Haben Sie dafür Versatzstücke aus der Bibel oder dem Gesangbuch genommen oder haben Sie das alles frei formuliert? Ich komme aus dem Ruhrgebiet, wir haben immer davon gehört und gelesen, aber ich konnte mir das nie so richtig vorstellen.

Christoph Wonneberger: Zunächst: Ich habe diese Gebete nicht erfunden, sondern habe als Student mitverfolgt, dass es während des Vietnamkriegs in Köln etwas gab, das sich „Politisches Nachtgebet“ nannte. Das hatte ich im Hinterkopf und habe unsere Treffen einfach Friedensgebet genannt.

Markus Meckel: Ich glaube auch, man kann nicht davon sprechen, dass es eine einzige Wurzel gab, die sich dann ausbreitete. Solche Initiativen gab es über lange Zeit, übrigens auch bei klösterlichen Gemeinschaften, die regelmäßig beten und damals angesichts der Sicherheitslage begannen, für den Frieden zu beten. Das gab es dann an der Leipziger Nikolaikirche schon seit 1981, wenn ich das richtig weiß, und es gab verschiedene andere Orte, in denen für den Frieden gebetet wurde und wo man dann sagte: „Wir machen das jetzt jede Woche.“ Ich weiß es von Magdeburg, auch in Mecklenburg haben wir das gemacht, in den Städten gab es das mehr als in den Dörfern. Die Art war aber sehr unterschiedlich. Im Magdeburger Dom zum Beispiel, wo dieses wunderbare Anti-Kriegs-Denkmal von Ernst Barlach steht, traf sich jede Woche eine kleine Gruppe. Reihum sagte dann mal einer, wir singen ein Lied oder wir

sprechen einen Bibeltext. Oder es wurde ein offenes Gebet gesprochen, in dem auch Wünsche und Forderungen, Bitten um Beistand und dergleichen formuliert wurden. Das waren offene Formen, dafür gab es keinen festen liturgischen Rahmen.

Christoph Wonneberger: Ich hatte damals schon ein kleines Gerüst, das ich den Gruppen gab.

Markus Meckel: Du hattest deins und hast es verteilt, aber es gab kein zentrales, das in der ganzen DDR benutzt wurde.

Christoph Wonneberger: Nein, das stimmt, keine Vorgaben. Auch die Frauen zum Beispiel, die das in Erfurt machten, hatten ihre eigene Form.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte gern etwas ergänzen, weil ja hier viele junge Leute im Raum sind. Ich selbst war auch jung in der DDR. In der Schule haben wir nicht gelernt, offen zu diskutieren. Wir mussten das wiederbeten, was wir vorgegeben bekamen. Ich glaube, das ist etwas, das sich heutige Jugendliche gar nicht mehr vorstellen können. Ich habe erlebt, dass die Junge Gemeinde der einzige Ort war, an dem es möglich war, seine eigenen Interessen zu vertreten und seine Bedürfnisse zu äußern. Das allein war für uns schon wie eine Revolution. Herr Wonneberger, Sie sagten, wir hatten keine Angst. Aber es gab ja trotzdem diese gläserne Decke, diesen Rahmen, in dem klar war, wenn man den verließ, drohten Repressionen. Die ganze Gesellschaft war davon infiltriert. Der Sprachlosigkeit der Jugendlichen etwas entgegenzusetzen, auch dem Verbot, miteinander über Themen zu sprechen, dafür bot die Kirche den Raum. Wahrscheinlich, weil sie die Möglichkeit dazu hatte. Können Sie dazu noch einmal etwas sagen?

Markus Meckel: Ich kann das nur bestätigen. Ihre Erfahrung entspricht auch meinen Erfahrungen mit den Versuchen, nicht nur in der eigenen Jugend, sondern auch später für andere solche Räume des Denkens zu schaffen. Diesen Raum zu bieten war für uns aber nie nur eine formelle Frage, sondern wir waren der Meinung, es entspreche dem christlichen Glauben, dass Menschen miteinander ins Gespräch kommen. Es gehörte zur Sache selbst, diese offene menschliche Kommunikation, in der klar ist, Gott liebt den Menschen, der sich entwickelt und verwirklicht, der sich selbst bestimmt, weil er als von Gott geliebter Mensch auch gleichzeitig ein gesellschaftlicher Mensch ist, der Verantwortung übernimmt. Deshalb haben wir diese Themen angesprochen. Die Frage des christlichen Glaubens ist ja keine innerkirchliche Frage, sondern eine, die diese Gesellschaft betrifft.

Insofern waren auch die Bibeltexte solche, die wir auf unsere gesellschaftlichen Erfahrungen hin auslegten. Ich vermute, so war auch Ihre Erfahrung. Solidarität hat etwas mit dem Nächsten zu tun, der wiederum auch nicht nur ein Einzelner ist, sondern in Strukturen lebt. Wenn Leute schwach werden oder wenn es um Umwelt

geht, geht es um die Bewahrung der Schöpfung. Das sind ja alles auch christliche Metaphern und Aussagen, die einen handfesten politischen Inhalt haben. Dafür waren die Kirchen Kommunikationsräume, in denen man sich selbst einbringen konnte und wo man lernte zu formulieren.

Deshalb ist es ja auch kein Zufall, dass so viele Pfarrer 1989 die Runden Tische moderierten. Sie waren die Einzigen, die das gelernt hatten. In der staatlichen Schule hatte man nie gelernt, wie man ordentlich moderiert, sondern wie man vorgegebene Inhalte nachbetet. Denken wir an unsere Aufsatzthemen in der Schule: „Beweisen Sie, dass ...“ Dann wurde das Ergebnis genannt und man musste den gedanklichen Weg aufschreiben, den man auswendig gelernt hatte. Eine offene Auseinandersetzung mit Themen, zu denen es unterschiedliche Meinungen, Interessen und Zugänge gab, war zwar auch in privaten Räumen möglich, aber der einzige teilöffentliche Raum dafür war die Kirche.

Christoph Wonneberger: Ich würde das auch noch mal unterstützen und finde eines ganz wichtig. Ich habe immer versucht vorzuleben, wofür ich stehe. Ganz egal, ob ich mit den Gruppen zu tun hatte oder mit Leuten, die als Erwachsene getauft werden wollten, oder mit Konfirmanden, auf welchen Ebenen auch immer. Es war aber auch wichtig zu sagen: „Den Freiraum, den ich selber habe, den habt ihr nur relativ. Ich genieße einen gewissen Schutz als Pfarrer. Was ich tue, könnt ihr nicht einfach nachmachen. Wenn ihr das tut, dann werdet ihr inhaftiert.“ Das habe ich den Gruppen und auch den Einzelnen immer wieder deutlich gemacht. Ich konnte meine Freiheit ausreizen, die der anderen war abgestuft. Sie mussten selber verantworten, wie weit sie gehen konnten. Es war mir wichtig, dass sie nicht Zensur lernten, sondern den Raum, den sie hatten, zu nutzen und selber zu verantworten. Man konnte nicht sonst was erwarten.

Stefan Nölke: Besten Dank für Ihre Wortmeldungen. Ich hoffe, Sie können etwas aus dieser Diskussion einiges mitnehmen. Wir haben versucht, die Rolle der evangelischen Kirche im SED-Staat differenziert zu betrachten. Ohne die Kirchen wäre der SED-Staat sicher noch unerträglicher gewesen und es hätte wahrscheinlich auch keine Friedliche Revolution gegeben. Sicher gab es auch in den Reihen der Kirchen viel Anpassung und einige Verräter, aber es waren eben doch sehr viele mutige Pfarrer am Werk, die den vielen Tausend Jugendlichen, die sich nicht bevormunden lassen, sondern ihr eigenes Leben leben wollten, unterstützt und ihnen Freiräume geboten haben. Ganz herzlichen Dank Doris Liebermann, Markus Meckel und Christoph Wonneberger für das muntere Gespräch. Besten Dank an Sie, meine Damen und Herren, hier beim Bautzen-Forum, besten Dank der Friedrich-Ebert-Stiftung. Ich wünsche Ihnen noch eine schöne Zeit.



ZEITZEUGENPODIUM

Junge Leute im Konflikt mit dem SED-Staat

Gotthold Schwerk, Stefan Risopp, Doris Bause, Hans-Jürgen Meckert

Moderation: Bettina Röder

Matthias Eisel: Bei dem nun abschließenden Podiumsgespräch hören wir Berichte von Zeitzeugen und Betroffenen. Berichte darüber, warum sie mit der DDR in Konflikt gerieten. Wir finden es besonders wichtig, ehemals zu Unrecht Inhaftierte und Verfolgte des SED-Regimes hier immer wieder auch selbst zu Wort kommen zu lassen. Zu unseren Gästen gehört Dorit Bause aus Leinefelde im Eichsfeld, die mit ihrem Mann Gerhard Bause hier ist. Einige Gedichte von Gerhard Bause hat Stephan Krawczyk gestern Abend bei seinem Konzert gesungen. Hans-Jürgen Meckert kommt aus Leipzig, Gotthold Schwerk aus Bautzen. Ebenfalls begrüße ich sehr

herzlich Stefan Risopp aus Chemnitz. Die biografische Vorstellung und Einleitung wird gleich unsere Gesprächsleiterin Bettina Röder übernehmen. Sie ist verantwortliche Redakteurin der Berliner Zeitschrift Publik-Forum in Berlin, eine christlich geprägte Zeitschrift für Themen aus Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Religion.

Bettina Röder: Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, ein herzliches Willkommen zu dieser letzten Runde zweier spannender Tage der Friedrich-Ebert-Stiftung. Ich habe hier Zeitzeugen als Gäste. Menschenleben kann man nicht in zwei Stunden fassen, wie wir das jetzt vorhaben. Man kann nur Lebenswege beschreiben, anreißen, zumal diejenigen, die hier sitzen, allesamt in der DDR inhaftiert waren. „Hoffentlich wird auf dem Podium alles gut, manchmal fehlen mir die Worte.“ Das hat einer dieser Zeitzeugen vorhin zu mir gesagt. Ich freue mich sehr, dass Sie gekommen sind, um von Ihrem Leben zu erzählen, herzlichen Dank. Wir werden anderthalb Stunden darüber reden, was Sie erlitten und erlebt haben, welche Schlussfolgerungen es daraus gibt, und wir wollen die letzte halbe Stunde für Sie öffnen, damit Sie Fragen stellen und etwas anmerken können.

Hans-Jürgen Meckert, geboren 1944 in Leipzig, ist gelernter Dreher. 1967 bis 1970 war er wegen Fahnenflucht und „staatsgefährdender Gewaltakte“ inhaftiert. Er lebt heute wieder in Leipzig.

Dorit Bause, Zahntechnikerin aus Leinefelde in Thüringen, 1963 in Gotha geboren. Sie hat 1988 mit einer Gruppe um ihren Mann eine Petition gegen die Ausbürgerung der jungen Leute unterschrieben, die damals im Januar an der Luxemburg-Liebknecht-Demonstration teilnahmen, das waren Stephan Krawczyk, Freya Klier, Vera Lengsfeld, Bärbel Bohley und Werner Fischer. Die letzten beiden sind noch vor der Friedlichen Revolution wieder in die DDR zurückgekehrt. Dorit Bause hat damals diese Petition unterschrieben und das hatte Folgen für sie, für ihre Familie, für ihr Leben. Sie lebt heute wieder in Leinefelde.

Rechts von mir sitzt Stefan Risopp. Er ist gelernter Maschinenschlosser, geboren 1955 in Karl-Marx-Stadt, er ist ebenfalls wegen versuchter Republikflucht zu drei Jahren und drei Monaten verurteilt worden, heute lebt er wieder in Chemnitz.

Gotthold Schwerk ist Jurist, der heute auch wieder in seiner Heimatstadt lebt, er wurde 1944 in Bautzen geboren. 1965 ist er zu zwei Jahren Haft wegen versuchter Republikflucht verurteilt worden.

Herr Schwerk, der 19. Dezember 1964, drei Jahre nach dem Mauerbau, war ein ganz einschneidender Tag für Sie. Was haben Sie damals erlebt?

Gotthold Schwerk: Das war zugleich mein letzter Tag in der DDR. Ich bin an meinem 20. Geburtstag, das war der 19. Dezember 1964, in Berlin an der Oberbaum-

brücke bei dem Versuch verhaftet worden, nach DDR-Recht illegal nach West-Berlin zu gelangen. Damals war gerade das zweite Mal ein sogenanntes Passierschein-Abkommen in Kraft getreten. Nach dem Mauerbau am 13. August 1961 durften ja die West-Berliner zunächst den Ost-Sektor nicht mehr besuchen, anders übrigens als Bundesbürger, die das weiterhin durften. Zwischen dem Berliner Senat, damals unter Willy Brandt und Egon Bahr auf der einen Seite, und einem Staatssekretär Kohl auf der Seite der DDR wurde damals ein Abkommen ausgehandelt, das es West-Berlinern ermöglichte, zwischen dem 19. Dezember 1964 und kurz nach Neujahr 1965 den Ostsektor zu besuchen.

Ich wollte versuchen, mithilfe eines meiner Brüder – alle meine Geschwister lebten damals schon im Westen – mit einem unechten Passierschein über die Oberbaumbrücke nach West-Berlin zu gelangen. Warum es schiefging, weiß ich bis heute nicht. Ich habe gewisse Vermutungen, aber aus der Akte, die ich 1994 endlich einsehen konnte, ist nicht zu erfahren, woran es lag. Man könnte denken, es war Verrat. Ich denke mir, es war Pech. Das war der Tag meiner Inhaftierung.

Bettina Röder: Ganz so gewöhnlich war es nicht, dass nach dem Passierscheinabkommen Menschen aus der DDR mit einem gefälschten Pass versuchten, nach West-Berlin zu gelangen. Der große Freiheitswille gerade von jungen Leuten war ja ganz nachvollziehbar. Sie waren damals 20 Jahre alt. Was war der tiefe Grund für Ihren Fluchtversuch?

Gotthold Schwerk: Zum einen bin ich ja wie viele mit dem Zwiespalt aufgewachsen: In der Schule sollten wir nachbeten, was einem dort vorgekauft wurde, das konnte ich ganz gut; zu Hause hörten wir im Rias die Sendung „Aus der Zone für die Zone“. Diese Schizophrenie, wie wird man zu Hause informiert, wie beschäftigt man sich mit politischen Themen einerseits und wie durchlebt man die Schule andererseits in der relativ frühen DDR, war ein Grund.

Dann durften meine nächstälteren Brüder nach der achten Klasse nicht auf die Oberschule, und zwar nicht, weil sie schlechte Schüler waren, sondern weil sie das Pech hatten, Kinder eines frei praktizierenden Arztes zu sein, und gleichzeitig auch noch in der Jungen Gemeinde engagiert waren. Wenn man damals ein Abzeichen trug, das es damals gab, ein Kreuz mit einer Weltkugel, dann führte das zuweilen zu Problemen. Bei mir nicht so sehr, ich habe zunächst eine relativ harmlose Schulzeit durchlebt, aber 1959 war auch bei mir die Frage: Jugendweihe ja oder nein? Das kam natürlich überhaupt nicht infrage, denn ich bin in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, habe im Kirchenchor gesungen und mein erstes Taschengeld mit Glockenläuten hier in der Maria- und-Martha-Kirche verdient. Da ich ansonsten ein relativ fauler Mensch war und im Klassenschnitt vielleicht die Nummer fünf

und nicht die Nummer eins, war ziemlich sicher, dass ich auch nicht zur Oberschule hätte gehen dürfen. Das war 1959, also noch vor dem Mauerbau.

Mein Vater war damals der letzte frei praktizierende Gynäkologe und Geburtshelfer in diesem Kreis. Damals fanden durchaus noch Hausgeburten außerhalb Bautzens statt, zu denen mein Vater in Komplikationsfällen gerufen wurde. In diesem Jahr 1959 ging er zur SED-Kreisleitung und sagte, wenn auch noch sein jüngster Sohn – ich – nicht auf die Oberschule gehen dürfe, nur weil er von seinem Recht auf Religionsfreiheit Gebrauch mache, dann höre er auf zu arbeiten. Er drohte nicht damit, nach West-Berlin zu ziehen, sondern damit. Das führte dazu, dass ich trotz des Notenschnittes von nur 1,9 oder 2,0 auf die Oberschule durfte, später habe ich dann auch noch das Abitur bestanden. Diese Konflikte, die Schizophrenie und das Ja oder Nein zur Jugendweihe, waren Gründe.

„Jung sein in der DDR“, da geht es auch um die Frage der Anpassung. Natürlich waren wir Schüler angepasst, was denn sonst, jedenfalls in der Mehrzahl. Wir haben gelernt zu heucheln. Und solange man nicht offen Widerstand leistete, geschah einem nichts. Aber natürlich war es problematisch für mich, dass meine vier Geschwister alle schon im Westen lebten und meine Mutter nach dem Tod meines Vaters 1964 als Rentnerin legal in die Bundesrepublik zog, um zu ihren anderen Kindern und Enkeln zu kommen, in Wahrheit aber, um mir freie Hand zu geben.

Bettina Röder: Herr Schwerk, Sie sind dann in dieser Situation, als die Familie im Westen war, im Osten verhaftet worden. Was haben Sie in der Haftanstalt erlebt?

Gotthold Schwerk: Ich war zunächst in Untersuchungshaft in Hohenschönhausen, diese reichlich dreieinhalb Monate waren für mich die schlimmste Zeit. So eine Zelle war relativ klein, und ich saß in Einzelhaft. Die Fenster waren Glasbausteine, man konnte also nicht raussehen, aber die Luft zirkulierte. Man hörte zwar von Ferne ab und zu eine Kirche läuten, aber man hatte keinen Kontakt. Zeitung: nein. Fernsehen: nein. Mithäftling: nein. Bücher: nein, nicht einmal die Bibel. Bis hin zu der Taktik: anfangs regelmäßig Verhöre über etliche Stunden, aber dann auch plötzlich wieder vier Tage überhaupt nichts. Außer den halbstündigen sogenannten Hofgängen keinerlei Abwechslung. Darunter habe ich psychisch gelitten. Ansonsten hat man mir nichts getan, aber das reichte schon.

Dann war im April die Hauptverhandlung in Dresden, weil ich zu dieser Zeit schon Student an der TU Dresden war und dort im Studentenwohnheim wohnte. Da kam es zu einer Verurteilung von zwei Jahren und drei Monaten wegen versuchter Republikflucht. Vielleicht habe ich heute noch Gelegenheit, auszugsweise, allein des Deutschen wegen, aus dem Urteil zu zitieren. Man müsste eigentlich lachen, wenn es nicht so traurig wäre.

Bettina Röder: Vielen Dank. Ich darf noch ergänzen, die Untersuchungshafenanstalten der Staatssicherheit waren die erste Station für fast alle Menschen, die in der DDR festgenommen wurden. Ich habe nach 1989 als Journalistin mit Johannes Beileites, dem Bruder des Stasibeauftragten aus Sachsen, das Gefängnis in Hohenschönhausen besucht und dort auch erfahren, dass es das Furchtbarste für die Menschen war, dass sie gar nicht wussten, wo sie waren. Einige sind lange Zeit, Tage, Wochen, inhaftiert gewesen, ohne zu wissen, wo sie eigentlich sind.

Herr Risopp, schon als Kind waren Sie unangepasst und aufmüpfig, Sie sind das Kind einer alleinerziehenden Mutter. Am 24. Januar 1983, da waren Sie schon 28 Jahre alt, passierte etwas Entscheidendes in Ihrem Leben.

Stefan Risopp: Bei mir ist es anders als bei Herrn Schwerk. Ich konnte mich nie anpassen, auch als Kind nicht. Ich war immer gegen den Gruppenzwang und habe meinen eigenen Stil gemacht. Dadurch konnte ich natürlich nicht studieren oder irgendetwas anderes erreichen, ich habe auf alles verzichtet. Das hat sich mein Leben so durchgezogen. Das Anpassen war das Einfachste, das hat das ganze Volk gemacht, hat sich angepasst und ist mitgelaufen. Aber das war nicht meine Sache. Ich bin immer angeeckt, schon als Kind. Ich stand immer außerhalb der Gesellschaft, mein Leben lang.

Bettina Röder: Der 24. Januar 1983, an dem Sie mit Ihrer Frau die Republikflucht über die tschechische Grenze versuchten, war ein kalter Wintertag. Wo sind Sie dann hingekommen, was ist dann passiert?

Stefan Risopp: Ich hatte 1978 einen Antrag auf Ausreise gestellt. Die DDR hatte durch die Schlussakte von Helsinki unterschrieben, dass jeder Mensch da leben kann, wo er möchte. Aber mein Antrag wurde nie bearbeitet, sodass ich 1983 den Entschluss fasste, diesen Staat illegal zu verlassen. Ich begab mich in die Tschechei, weil ich angenommen hatte, dass dort keine Selbstschussanlagen existieren und man dort irgendwie über die Grenze kommt. Das war am 24. Januar, es war kalt, ein halber Meter Schnee, wir wollten nach Bayern. Den ersten Zaun hatten meine Frau und ich schon überwunden, dann kam freie Fläche, ich dachte, der zweite Zaun wird vom Bundesgrenzschutz abgeriegelt, aber es waren Tschechen. Es hat getäuscht, sie waren vor dem Zaun. Hinter mir kamen sie, riefen „halt“, wir mussten stehenbleiben und uns ergeben. Mir wurde die Waffe an die Schläfe gehalten und wir wurden verhaftet.

Bettina Röder: Wo sind Sie dann hingekommen?

Stefan Risopp: Ich bin nach Pilsen (Plzeň) in U-Haft gekommen, von da aus nach Prag, dann in Handschellen nach Berlin mit dem Flugzeug, von da aus nach Karl-Marx-Stadt, zur Stasi. Nach paar Monaten wurde ich dann nach Bautzen II ins Stasi-



gefängnis gebracht, für drei Jahre und drei Monate.

Bettina Röder: Können Sie etwas aus Ihrer Haftzeit schildern, das Ihnen bis heute noch zu schaffen macht?

Stefan Risopp: Die Haftzeit. Ich war es gewöhnt zu entbehren, auch die Freiheit. Erhobenen Hauptes saß ich dort und habe mich über die Blödheit draußen aufgeregt, über die Masse, wie dumm die doch sind. Und habe so meine Zeit überbrückt. Am letzten Hafttag, am 23. März 1986, bin ich dann nach West-Berlin ausgereist.

Bettina Röder: Frau Bause. 1988 unterschrieben Sie die Petition gegen die Ausbürgerung der Menschen, die bei der Luxemburg-Liebknicht-Demonstration dabei waren. Dann kam für Sie der entscheidende Tag, der 29. Februar 1988. Sie sind als Zahntechnikerin morgens von der Staatssicherheit abgeholt worden. Bei Ihrem Mann war es noch früher, wir wissen ja, die Staatssicherheit hat die Menschen zum Teil morgens um vier, um fünf Uhr, in der Dunkelheit abgeholt. Was ist Ihre Erinnerung an diesen Tag?

Dorit Bause: Ich hatte nicht damit gerechnet, überhaupt verhaftet zu werden. Mein Mann und zwei Freunde hatten diese Petition zur Freilassung der Bürgerrechtler verfasst, die insgesamt 38 Leinefelder unterschrieben. Das waren alles Menschen, die wie wir einen Ausreiseantrag gestellt hatten. Mein Mann und die Freunde waren

herumgegangen und hatten Unterschriften bei diesen Antragstellern gesammelt, das war der erste Protest im Eichsfeld. Mein Mann hatte diesen Schritt gewählt, weil er ein paar Monate zuvor eine Einberufung zur Armee bekommen hatte. Wir hatten Kontakt zu Wolfgang Schnur und wussten von ihm, wenn mein Mann den Wehrdienst verweigert, was er strikt vorhatte, wird er inhaftiert. Deshalb wollten wir auch ein Zeichen setzen in diesen Zeiten des Umbruchs, in denen überall protestiert wurde und diese Kampfdemonstration gegen die ungerechte Inhaftierung von Leuten stattfand, die in der DDR etwas ändern wollten. Da setzte er mit seinen Freunden die Petition auf und ich unterschrieb.

An diesem Tag, einem Montag, ging ich morgens um sieben Uhr in die Poliklinik, ins Stomazentrum Leinefelde. Das befand sich in einem Neubaublock, wir wohnten drei Eingänge weiter. Mein Mann hatte die Petition persönlich an den Generalsuperintendenten Krusche in Berlin übergeben, eine Abschrift bekam Wolfgang Schnur, damit ging eine an die Abteilung Inneres.

Bettina Röder: Darf ich kurz etwas zur Erklärung hinzufügen. Herr Schnur war ein Anwalt, der von der Staatssicherheit in die Kirche eingeschleust worden war. Er war ein Waisenkind, die Staatssicherheit hatte ihn eingesetzt. Herr Schnur machte Wehrdienstberatung in der Sophienstraße in Berlin-Mitte. Bis zuletzt wussten auch die Menschen aus der Kirche, die ihm nahe waren, etwa der Superintendent Martin-Michael Passauer oder der sächsische Landesjugendpfarrer Harald Brettschneider, nichts von seiner Stasitätigkeit. Keiner hat das damals geahnt. Wir haben uns damals ohnehin verboten, darüber nachzudenken, wer bei der Staatssicherheit sein könnte, denn das hätte uns viel Kraft und viele Möglichkeiten genommen.

Dorit Bause: Auch wir kannten Herrn Schnur so, dass wir als Antragsteller oder mein Mann als Wehrdienstverweigerer vollstes Vertrauen in ihn hatten. Wir waren froh, überhaupt einen Menschen in der damaligen DDR zu haben, der bereit war, Leute zu verteidigen, die anders denken oder aufsässig sind. Das war für uns eine große Beruhigung. Am Tag der Inhaftierung wussten mein Mann und ich, dass wir uns so bald nicht wiedersehen würden. Wir rechneten schon seit Freitag, als mein Mann die Protesterklärung persönlich übergeben hatte, mit einem Zugriff, mit seiner Inhaftierung.

Wir wurden hermetisch beschattet, auf dem Parkplatz vor unserer Wohnung und auch überall ums Stomazentrum herum waren Leute der Staatssicherheit, ganz provokativ, gar nicht mehr versteckt. Aber ich war der Meinung, ich habe unterschrieben und 37 andere auch, mir wird nichts passieren.

An diesem Morgen verabschiedeten wir uns zu Hause, ich ging dann zur Arbeit. Ungefähr um acht Uhr kam ganz aufgeregt eine Kollegin zu mir und sagte: „Die Stasi

ist da, die wollen, dass du rauskommst.“ Alle waren ganz aufgeregt, weil ich eine Woche zuvor schon einmal von der Arbeit weggeholt worden war. Warum, kann ich später noch erzählen. Das war, wie sich noch herausstellen sollte, der eigentliche Grund dafür, dass ich abgeholt wurde.

Ich ging vor die Tür, fragte, was sie wollen, schaute auf die Straße und sah in einem Auto, das vollbesetzt mit Stasileuten war, meinen Mann. Er blickte voller Schock. Ich habe an seinen Augen gesehen, wie fertig er war, weil ich jetzt geholt wurde. Aus einem zweiten Fahrzeug kamen eine Frau und ein Stasimitarbeiter, die mir vor der Tür die Handschellen anlegten und sagten: „Sie kommen jetzt mit.“ Ich sagte: „Wieso jetzt, wieso ich?“ „Sie steigen ein zur Klärung eines Sachverhalts.“ So fuhren wir in zwei vollbesetzten Fahrzeugen in Richtung Erfurt. Dieser Moment war für mich vollkommen unklar, ich hatte absolut nicht mit einer Inhaftierung gerechnet.

Mein Mann kannte noch so einige Tricks und Ratschläge von ehemaligen Inhaftierten, sein Bruder war auch schon politisch inhaftiert gewesen. Es hieß: „Steck dir ein paar Mark ein, wenn du in U-Haft bist, kannst du das Geld behalten und bisschen was einkaufen. Sei tapfer.“ Er war voll darauf fixiert, diesen Weg zu gehen, in die Haft zu gehen und mich zurückzulassen. Wir gingen ganz optimistisch davon aus, dass er abgeschoben werden würde und ich dann ausreisen dürfte. Aber es kommt ja im Leben oft anders, als man denkt.

Nun saß ich auch in einem Auto, dachte aber, ziemlich blauäugig und naiv in jungen Jahren, dass ich da zwar mitfahre, aber ähnlich wie nach der Vernehmung eine Woche zuvor danach wieder nach Hause komme. Ich hatte ja einen tollen Anwalt, der mir helfen würde, mein Elternhaus und das Bewusstsein, nichts Schlimmes gemacht zu haben. Ich dachte, sie müssten ja sonst alle 38 Antragsteller verhaften, warum also mich. Wir fuhren nach Erfurt und wurden viele Stunden lang vernommen.

Bettina Röder: So schnell nach Hause ging es also nicht. Können Sie schildern, wo Sie in Haft waren und was Sie da erlitten haben?

Dorit Bause: Wir sind dann in Erfurt in diese Untersuchungshaftanstalt durchs hintere Tor eingefahren und wurden getrennt vernommen. Es ging mehrere Stunden. Die Vernehmung verlief üblich wie bei anderen politisch Inhaftierten, es hieß also erst in etwa: „Frau Bause, eigentlich haben wir Sie ja nur mitgenommen, weil Sie durch ihren Mann einen schlechten Einfluss bekommen haben. Sie hatten doch eine ganz andere Erziehung im sozialistischen Staat, wollen Sie es sich nicht überlegen und den Ausreiseantrag zurückziehen? Sie sind doch gar nicht der Typ, der hierhergehört.“ Es wurde mir also nahegelegt, mich von meinem Mann zu trennen, von der ersten Stunde an.

Dann merkten sie, dass ich zu meinem Mann stand. Es war klar, dass er für die Stasi



der eigentliche Staatsfeind war, auch er wurde viele Stunden vernommen. Als ich hart blieb, kam sein Vernehmer immer mal zu mir, diese Wechselspielchen sind bekannt, und sagte: „Wenn Sie nicht so langsam mal aussagen, was Ihr Mann mit der Protesterklärung geplant hat und den Besuchen bei Herrn Schnur in der Sophienstraße ...“ Sie vermuteten, dass er bei seinen Besuchen in Berlin viel mehr getan hatte, und das wollten sie mit aller Gewalt aus mir herauspressen.

Mit wurde dann angedroht, dass sie meinen Vater ebenfalls inhaftieren würden, wenn ich nicht Rede und Antwort stehe. Mein Vater war Wirtschaftsfunktionär in der DDR, Betriebsdirektor in Gotha, und hatte hohe Auszeichnungen in der DDR bekommen. Ich blieb aber hart und wurde zwischen 22 und 23 Uhr in die Effektenkammer der Untersuchungshaftanstalt in der Andreasstraße in Erfurt gebracht. Dort wurde eine Leibesvisitation durchgeführt, ich musste meine persönlichen Dinge abgeben und bekam meine Haftgarderobe. Dann wurde ich in den Gefängnisstrakt hochgeführt.

Dort merkte ich das erste Mal, dass meine Naivität Folgen haben wird. Meine Knie zitterten, ich hatte mich nicht mehr in der Gewalt, als ich mich in diesem Zellen-

trakt wiederfand. Ich dachte nur: „Sei tapfer, dass die Wärterinnen nicht sehen, dass du vollkommen die Fassung verlierst.“ Ich bin dann in die Zelle weggeschlossen worden, war nur noch „Nummer 1“ und hatte keine persönlichen Gegenstände mehr. Ich habe dann nur noch diese Zelle gesehen, auch dass die Zellen so alt sind, wie um 1800. Bei der Vorstellung, was da auf mich zukommt, habe ich wirklich gezittert. Aber ich habe auch gelacht, weil ich dachte: „Das kann ja jetzt nicht wahr sein, jetzt sitzt du tatsächlich im Gefängnis, das gibt’s doch gar nicht!“ Man ist in so einer Situation nervlich so vollkommen fertig, dass man weint und lacht in einem. Ich kann diese Situation eigentlich noch immer nicht fassen, dass ich wegen nichts, wegen einer Unterschrift und einem Antrag auf Ausreise, in so ein Loch, unter diesen Bedingungen weggesperrt wurde.

Bettina Röder: Dankeschön. Sie sind dann zu sechs Monaten verurteilt worden, sind aber nach drei Monaten plötzlich entlassen worden und haben im Sommer, im Juni, mit ihrer Winterkleidung auf der Straße gestanden. Darauf kommen wir nachher noch einmal zu sprechen.

Herr Meckert, der 16. Januar 1967, war ein ganz entscheidender Tag für Sie, weil sich da die Tore der Rostocker U-Haft für Sie öffneten. Was haben Sie an diesem Tag erlebt und wie ist es dazu gekommen?

Hans-Jürgen Meckert: Zunächst, mein Weg ist geradlinig verlaufen: Schule, Beruf, schnelle Beförderung. Ich war mit 20 Jahren schon Versandleiter. Das bekam die staatliche Leitung in Leipzig mit und schon wurde ich bestellt. Ich saß vor einem Gremium mit Generälen und hohen Politikern, die mir erklärten, dass ich für den Staat etwas tun müsse, er tue ja auch etwas für mich. Es ging darum, drei Jahre oder länger bei der Armee zu dienen. Ich merkte, dass ich da nicht herauskomme, dass ich machen kann, was ich will, dass ich eingekreist bin und keine Chance habe. Ich hatte im Kopf: Marine, Handelsmarine, weg.

Das mit der Volksmarine hat dann auch geklappt. Auf dem Bogen stand: ein Jahr zurückgestellt, nur Volksmarine. Denn ich war gerade mitten im Beruf, für meine Tätigkeit als Lagerist und Versandleiter hatte ich noch keine Qualifikation, sondern war gerade dabei und hätte das Ende Mai abgeschlossen. Es kam, wie es kommen musste. Ich wurde am 5. Mai 1965 eingezogen. Einberufungsbefehl, fertig, ab zur Marine nach Parow. Ich habe nicht protestiert, habe nichts gemacht, sondern nur gesagt: „Ihr könnt mich mal“. Da ging es eigentlich noch.

Und dann kam ich zur Marine. Da ist meine ganze Sache gekippt. Denn ich merkte, mit wem ich es da zu tun hatte. Sie haben mir Befehle gegeben, was die alles verlangt haben, solchen Irrsinn. Das war schlimmer als beim Barras (Soldatensprache, alter Begriff für Armee seit 1870). Die Älteren wissen, was das heißt. Dann kam ich zu ei-

ner Gruppe Leute, die mit dem Schiff fliehen wollten. Ich war nur drei Wochen auf dem Schiff, nach 14 Tagen hatten die mich angesprochen, ich sagte „ja“. Das war alles, mehr habe ich dann nicht mehr gemacht. Ich bin dann weggekommen von dem Schiff, wurde am 14. Januar zurückkommandiert und am 16. verhaftet.

Bettina Röder: Was haben Sie bei Ihrer Verhaftung erlebt?

Hans-Jürgen Meckert: Erst einmal wurde ich aus der Kaserne in Warnemünde rausgelobt, wurde auf der Straße in einen PKW eingesackt und in die Untersuchungshaftanstalt gefahren. Dort saß ich in einem ziemlich großen Raum gesessen, in der Mitte vom Raum auf einem kleinen Hocker, und dann ging das los mit Fragen. Die haben mir an diesem Tag bestimmt sieben, acht Mal dieselben Fragen gestellt. Wie ich heiße, wer meine Mutter ist, wo ich wohne und, und, und. Immer das Gleiche. Ich sagte dann, das habt ihr doch alles schon gehört, was wollt ihr denn hören, ich hätte doch alles schon gesagt. „Erzählen Sie! Wissen Sie, warum Sie hier sind?“ „Weiß ich nicht.“ Irgendwann nach fünf oder sechs Stunden kam dann der zweite Offizier rein und sagte, er brauche mich nicht mehr, „der andere“ habe schon alles gestanden. Da war das dann erledigt. Dann wurde mir mitgeteilt, dass ich mich im Ministerium für Staatssicherheit befinde, dass ich im Moment festgenommen bin und in Untersuchungshaft komme. Und dann ging die Tortur los, die Untersuchungshaft.

Bettina Röder: Sagen Sie noch konkret, nur mit wenigen Sätzen, was ist da passiert?

Hans-Jürgen Meckert: Ein paar Tage lang haben sie mich erst einmal in Ruhe gelassen, ich sollte ja weich werden. Nach unten ging eine Wendeltreppe, die ich runterlaufen musste, vor mir Beamte, hinter mir Beamte. Zum Laufen kam ich nicht mehr, sondern mit Tritten hat man mich dort runterbefördert, bis ich unten auf dem Boden ankam. Dann kam das Kommando: „Hier rein!“ Das war eine Zelle, so groß wie ich, da habe ich gerade so reingepasst. Dann sollte ich mich ausziehen. Und ich habe mich ausgezogen, erst das Oberteil, dann die Hose, bis ich in Unterhosen dastand. Da sahen sie mich an und sagten: „Verstehen Sie nicht, ausziehen!“ Da hab ich die Unterhose auch noch ausgezogen und stand ganz nackt da. Nun hatte ich noch meine Uhr am Arm, eine Automatik von Glashütte, hatte ich mir erst gekauft paar Wochen vorher. Das war damals ein kleiner Schatz für mich. Die sollte ich auch ablegen. Ich sagte: „Nee, ich zieh die nicht aus.“ Ich konnte gar nicht so schnell gucken, da hat man mich rausgezerrt, auf den Boden geworfen, die Knie ins Kreuz, die Uhr vom Handgelenk gerissen, die Teile flogen überall herum. So kaputt habe ich sie dann bei meiner Entlassung wiederbekommen.

Dann kam ich in die Zelle. Von da aus haben dann die Vernehmungen stattgefunden. Die haben mich geholt, wie sie es wollten: nachts, am Tag, früh, egal. Ich hatte

einen Trainingsanzug bekommen, dessen Ärmel mir bis kurz unter dem Ellenbogen reichten, die Hosenbeine bis übers Knie. Und in diesem Gefängnis waren 16 Grad Celsius. Ich wusste das, weil sich die Wachposten draußen unterhielten: „Wie isses denn?“ „16 Grad, das ist genug für die.“

Bettina Röder: Wir müssen an dieser Stelle noch einmal in Erinnerung rufen, dass sich diese Schicksale in einem Land abspielten, in dem Rechtsunsicherheit herrschte, das eingemauert war, aus dem kein Mensch rauskonnte bis auf wenige. Die Rechtsunsicherheit war der ganz entscheidende Punkt. Menschen hatten Angst, sie wussten nicht, wo sie waren. Für die einen war die Frage der Freiheit ganz wichtig, sie wollten weg. Für andere war aber auch die Frage wichtig, welche Freiheiten ihnen in der DDR genommen wurden. Und wie immer kann man das natürlich nicht pauschalisieren. Das sieht man an den Schicksalen unserer Gesprächspartner. Herr Risopp, wann haben Sie begonnen, als junger Mensch in Konflikte mit dem SED-Staat zu kommen?

Stefan Risopp: Das war mit sieben Jahren, da wurde ich in ein Heim gesteckt. „Erzogen“ wurde mit Bestrafung, mit eiskaltem Duschen. Wer das mal erlebt hat, eiskalt fünf Minuten unter der Dusche, der kann bestimmt nachvollziehen, was das für ein kleines Kind bedeutet. Weitere Bestrafungen waren Sport auf Zeit, da musste man in einer Stellung, Kniebeuge zum Beispiel, verharren, bis man heulte. Das waren Sachen, die mich geprägt haben. So etwas kann man nicht vergessen. Das belastet bis heute.

Bettina Röder: Herr Schwerk, wo haben Sie die Grenzen in der DDR gespürt, welche inneren Freiheiten haben Sie als junger Mensch vermisst?

Gotthold Schwerk: Dadurch, dass meine Geschwister alle im Westen lebten und ich bis zum Mauerbau regelmäßig die Ferien oder Urlaub im Westen oder in West-Berlin zubrachte, merkte ich sehr rasch die Unterschiede. Ich brauchte ja nur in eine Buchhandlung zu gehen. Oder mir das Filmangebot anzusehen. Fernsehen spielte damals keine Rolle, aber allein der Zugang zur Literatur oder zu Tageszeitungen. Dass es unterschiedliche Meinungen gab, das habe ich hautnah spätestens bei meinen Besuchen in Westdeutschland erlebt.

Aber es kam noch etwas anderes dazu. Man muss sich vergegenwärtigen, dass damals in der DDR noch die Verfassung von 1949 galt. Ich lese mal nur einen Satz aus meinem Urteil vor. Da heißt es unter anderem: „Der Angeklagte erkundigte sich ebenfalls, ob für ihn die Möglichkeit einer legalen Übersiedlung nach Westdeutschland bestehe, das war aber nicht der Fall.“ Das ist eine glatte Lüge, denn in Artikel 10 Absatz 3 der damaligen Verfassung steht: „Jeder Bürger ist berechtigt auszuwandern.“ Ich habe also nichts anderes beantragt, als mein verfassungsmäßig garantiertes Recht

wahrzunehmen. Und erst als man mir das versagte, obwohl meine gesamte Familie im anderen Teil Deutschlands lebte, suchte ich – auch intensiv, das will ich nicht verschweigen – nach Möglichkeiten, das Land aus DDR-Sicht illegal zu verlassen, damit die Familie wieder zusammen ist.

Bettina Röder: Ich glaube, dieses Beispiel ist ganz interessant, denn das war ja eigentlich das Ende der DDR: dass immer mehr Menschen Rechte einklagten, die der Staat angeblich zusprach. „Pressefreiheit, wo ist die? Demonstrationsfreiheit, wo können wir hier demonstrieren?“ Und je mehr Menschen das Land verließen, desto mehr wurden mutiger in dem Land und sagten: „Wir sind das Volk! Wir bleiben hier, aber jetzt, Staat, löst du ein, was du uns versprochen hast, welchen Anspruch du hast.“

Herr Schwerk, Sie lebten in einer anderen Zeit als Frau Bause, es war glaube ich in den 1960er Jahren alles noch viel krasser, viel strenger, viel rigoroser. Frau Bause, wo sind Sie denn zum ersten Mal als junge Frau an die Grenzen gekommen, wo war Ihre innere Freiheit beeinträchtigt?

Dorit Bause: Mein Mann und ich kommen ja aus verschiedenen Elternhäusern, seines war streng katholisch, ich habe nur diese streng sozialistische Erziehung, zehnte Klasse, gutbürgerlich-sozialistisch. Ich habe mir nie Gedanken gemacht, dass man mit dem auch Staat extrem anecken kann. Als ich meinen Mann kennenlernte und ins Eichsfeld zog, habe ich den katholischen Glauben angenommen und in dieser Region etwas anderes erfahren als das, was ich kannte. Hier gingen in einer Schulklasse nur drei zur Jugendweihe, die 27 anderen nicht. So etwas war für mich vollkommen neu.

Durch die berufliche Entfaltung meines Mannes wurden ihm nur Steine in den Weg gelegt. Wir stellten den Ausreiseantrag, und mit dieser Entscheidung stand für mich fest, ich muss das meinen Eltern sagen. Meine Eltern waren sehr enttäuscht, besonders weil damals die Leute, die ausreisen konnten, ihre Familien, ihre Wurzeln, ihr Zuhause nicht mehr haben und nicht mehr besuchen durften. Das bedeutete für mich, dass ich mich strikt gegen den Staat stellen musste, bin aber davon ausgegangen, dass ich normal ausreisen darf.

Mein Mann sollte zur Armee, deshalb der Konflikt, und nach dem jahrelangen Warten wurden wir mutiger. Ich bin dann alle vier Wochen zur Abteilung Inneres vorgelesen worden und habe immer zu der Entscheidung gestanden, den Staat zu verlassen. Wir trafen uns mit vielen Antragstellern, die 1988 die DDR verlassen wollten, in HO-Gaststätten und haben ein bisschen provoziert. Wir stellten die Kommunionkerzen auf den Tisch, den wir für eine Brigadefeier reserviert hatten. Wir haben also still im Kreise der Antragsteller als Andersdenkende protestiert. Wir haben uns



auch vor der Abteilung Inneres mit einer Kerze versammelt und so im Eichsfeld diesen Protest angeschoben.

Eine Woche, bevor ich inhaftiert wurde, war ich schon mal von meiner Arbeitsstelle abgeholt worden, und zwar aus folgendem Grund: Am Mittwoch zuvor war ich bei der sogenannten Rotlichtbestrahlung in der Abteilung Inneres, zu der jeder Antragsteller einmal monatlich musste. Dort wurde ihm nahegelegt, im Osten zu bleiben, weil man im Westen durch die hohe Arbeitslosigkeit keine Chance habe, der Kapitalismus die Menschen ausbeute und es dann keinen Weg zurück mehr gebe, dieses Blabla. Man wurde mit jedem Mal mutiger, aber dieser eine Besuch war für mich entscheidend zu sagen: „Jetzt reicht’s!“ Die Abteilung Inneres gab mir, weil wir uns oft in Kirchen trafen, eine Belehrung zur Unterschrift, die alle bekamen. Ich habe sie mal mitgebracht, eine Kopie aus meiner Akte: „Ich wurde nachdrücklich belehrt, keinerlei Handlung zu unternehmen, die einen Missbrauch öffentlicher Veranstaltungen einschließlich des Missbrauchs kirchlicher Einrichtungen und Veranstaltungen zur Durchsetzung rechtswidriger Ziele darstellt, sowie alle anderen gegen die Rechtsordnung der DDR gerichteten Aktivitäten zu unterlassen.“ Ich sagte: „Was ist denn das für ein Quatsch. Darf ich jetzt gar nichts mehr als Antragsteller?“ In einer

Kurzschlussreaktion habe ich mir dieses Teil genommen, in meinen Ausschnitt gesteckt und gesagt, das bleibt hier nicht. Dann drehten sie durch, im Nachhinein gut nachlesbar in meiner Akte. Aber ich nahm es erstmal mit.

Bettina Röder: Damit man das auch differenziert sehen kann, noch eine Frage zu Ihren Eltern, Frau Bause. Sie sagten, Ihr Vater war Betriebsleiter und Sie hatten als Kind keine Konflikte in irgendeiner Weise. Wie haben sich Ihre Eltern in dieser Situation verhalten?

Dorit Bause: Mein Vater war ja Wirtschaftsfunktionär, er war Mitglied der Partei, aber wir haben zu Hause keine rein sozialistische Erziehung genossen. Wir haben Westfernsehen geguckt, er hat als junger Mann – ein typischer Werdegang in der DDR – den Weg vom Maschinenbauer zum Meister, zum Betriebsdirektor geschafft, war aber auch ein starker Charakter. Er hat weder darauf gedrungen, dass mein Bruder drei Jahre zur Armee geht, noch dass ich zur Partei gehe. Wir haben ganz normal gelebt. Wir haben auch nicht rebelliert. Ich war gerne Pionier, ich bin auch zur Jugendweihe gegangen. Bei der Ausbildung in der Zahntechnik habe ich zwar auch andere Jugendliche kennengelernt, die gegen den Staat waren. Aber wie wir vorhin in den Beiträgen gehört haben, wir haben unterschiedlich gedacht und trotzdem gelebt in dieser DDR. Deshalb funktionierte es ja auch so lange. Und deshalb kann ich nicht sagen, dass ich die DDR anfangs gehasst habe oder ständig angeeckt wäre.

Erst als sie mich nach der Mitnahme dieses Schreibens so extrem behandelt haben, da sagte auch mein Vater: „Jetzt reicht es, unterschätze die nicht! Ihr wagt euch zu viel, die stecken euch noch mal weg, wenn das so weitergeht.“ Er hat uns immer nur gewarnt und hat natürlich auch seelisch und moralisch sehr darunter gelitten, dass wir das Land verlassen wollen. Er hat immer wieder versucht bei allen Besuchen, uns zur Umkehr zu bewegen, hat es aber dann anderthalb Jahre nach der Antragstellung aufgegeben.

Bettina Röder: Dankeschön. Hans-Jürgen Meckert, sind Sie als Jugendlicher, schon vor Ihrer Armeezeit, mit der DDR in Konflikte gekommen? Fühlten Sie die Grenzen Ihrer Freiheit verletzt?

Hans-Jürgen Meckert: Vor der Armeezeit kann ich mich nicht an so etwas erinnern. Ich habe das alles nicht ernst genommen. Für mich ist das Leben einfach so gelaufen. Ich hatte meine Hobbys, Fußball und Motorradfahren, und alles andere ging mich nichts an. Als ich dann vorgeladen wurde und ich zur Armee kam, ist für mich eine Welt zusammengebrochen.

Bettina Röder: Vielen Dank. Ich glaube, wir müssen noch einmal daran erinnern, dass es Menschen gab, die in der DDR inhaftiert waren und dann auch als Inhaftier-

te in die DDR entlassen worden sind. Was tatsächlich alle erlebt haben, ist die große Solidarität untereinander. Herr Schwerk, wo haben Sie die erlebt?

Gotthold Schwerk: Die habe ich zunächst im Strafvollzug erlebt. Nach der Verurteilung in Dresden wurde ich durch einen justizinternen Irrtum ausgerechnet zum Vollzug nach Bautzen überwiesen, obwohl ich hier meinen ersten Wohnsitz hatte und es eine Art Richtlinie gab, dass Häftlinge nicht in ihrem Heimatort einsitzen sollen. Eigentlich hätten sie mich nach Cottbus oder sonst wohin schicken sollen, aber ich landete hier. Die Häftlinge waren durchaus gemischt, Alt und Jung, Kriminelle und sogenannte Politische, zu denen ich mich zählte, eine bunte Mischung. Zwischen denen war eine Solidarität, die sich gegen die Wärter richtete.

Wir haben sogar eine Musikgruppe gegründet. Ich hatte als Jugendlicher und als Student schon Tanzmusik gemacht und lernte im Strafvollzug einen Häftling kennen, der unwesentlich älter war als ich und das auch gemacht hatte. Der sagte, wir müssten eine Kulturgruppe gründen, damit wir am 7. Oktober etwas bieten können. Er erzählte dem Jugendoffizier von dieser Idee, und der war ganz begeistert von unserer Wandlung. Daraufhin haben wir alle ein Bittgesuch unterschrieben, das in meiner Akte erhalten ist: „Ich bitte den Herrn Stationsleiter um die Genehmigung der Übersendung meiner Musikinstrumente.“ Diesem Ansinnen wurde stattgegeben, die Leute vom Strafvollzug gingen in meine Wohnung hier in Bautzen und holten meine Klarinette und mein Saxofon. Die beiden anderen Kumpels bekamen ihre Gitarren. Dann wurden wir jeden Donnerstag nach Schichtschluss – im Bereich des Gelben Elends waren mehrere Firmen angesiedelt, in denen wir arbeiteten – 17 Uhr in die Knastkirche eingeschlossen. Wir haben zunächst pflichtbewusst fünf Minuten Arbeiterlieder geprobt, so begannen wir jeden Übungsabend, aber wir beendeten ihn mit einem Lied aus dem Spanischen Bürgerkrieg, den jedes Kindergartenkind, spätestens jeder Schüler in der DDR lernte, nämlich „Spaniens Himmel breitet seine Sterne“. Der Refrain dieses Liedes lautet: „Die Heimat ist weit und wir sind bereit, zu kämpfen und siegen für dich – Freiheit!“ In der sehr leeren Kirche, die ein entsprechendes Echo hatte, beendeten wir unsere Übungsabende brüllend mit dem Wort „Freiheit“. Das wurde nicht einmal verboten, denn das wäre denen ja auch schmerzlich gefallen.

Sie merken, es gab auch angenehme oder witzige Geschichten. Andererseits, und das will ich auch nicht verheimlichen: Wenn hier in Bautzen um 21 Uhr die Glocken des von mir geliebten Domes läuteten, was an die Häftlinge erinnerte, dann musste auch ein 20-jähriger Junge heulen wie ein Schlosshund.

Bettina Röder: Häufig haben Leute, die einen Ausreiseantrag stellten, ihre Arbeitsplätze verloren. Viele haben dann in der Kirche gearbeitet. Ich erinnere mich an Zei-



ten, als plötzlich die Diakonie in den Kirchen zu wenige Mitarbeiter hatte, weil die DDR wieder einen Schwung in den Westen entlassen hatte. Frau Bause, wie war das bei Ihnen? Sie waren Zahntechnikerin, wie ist es Ihnen damit ergangen?

Dorit Bause: Ich wurde ja von meinem Arbeitsplatz weg verhaftet. Und meine Kollegen, zu denen ich immer ein sehr gutes Verhältnis hatte, haben an diesem Tag erst einmal die Arbeit niedergelegt, das fand ich schon mal nett. Später haben sie mir alle geschrieben, soweit das ging. Als ich in die Untersuchungshaft nach Erfurt gekommen war, bin ich ja nach einer Woche im beschleunigten Verfahren ohne Anwalt ganz schnell zu sechs Monaten Freiheitsentzug verurteilt worden, wegen Beeinträchtigung staatlicher Organe. Es war unfassbar, für meine ganze Familie und für mich. Für meinen Vater war das ein ganz großer Schock, weil der Rechtsbeistand ja eigentlich jedem zustand, aber Wolfgang Schnur war nicht dabei.

Ich wurde dann in den Frauenstrafvollzug in Berlin abtransportiert, in die Grünauer Straße. Dort arbeitete ich in vier Schichten in der Wäscherei. Ich wurde dann einfach anderthalb Monate vor meinem Entlassungsdatum von meinem Arbeitsplatz weggerufen, wieder in die Effektenkammer, mitten in der Schicht. Dort gab man mir meine Sachen vom 29. Februar wieder, also dicke Felljacke, Stiefel und so weiter,

und stellte mich auf die Grünauer Straße mitten in Berlin. Keiner wusste, dass ich entlassen wurde. Das war sehr dramatisch.

Mein Bruder war der Einzige, dessen Telefonnummer ich hatte. Ich bat ihn, unseren Eltern Bescheid zu sagen. Vorher besuchte ich einen Mann, den ich nicht kannte, aber mit dessen Frau und Töchtern ich zusammen im Gefängnis gewesen war. Die hatten auch eine Petition geschrieben, an Gorbatschow. Die Männer wurden nicht verhaftet. Ich sagte ihm, dass ich von seiner Frau und seinen Töchtern käme und allein in Berlin sei, und bat ihn, mir ein paar Sommersachen zu geben. Dieser Mann half mir erst einmal sehr. Dann kamen meine Eltern und nahmen mich mit zurück. In meiner Akte gibt es einen herzerreißenden Brief, den mein Vater an Erich Hon-ecker schrieb, als er 60 Jahre alt wurde. Mein Mann und ich haben ihn gestern Abend im Bett noch mal durchgelesen. Auf sechs Seiten schrieb er, dass sein ganzes Leben zerstört sei, seine Achtung als Genosse und Träger des Vaterländischen Verdienstordens, alles gescheitert, nur weil ich diese Petition unterschrieben habe. Ich habe mir vom Landesbeauftragten für die Stasiunterlagen in Thüringen erklären lassen, dass es mehrere solcher Fälle gab, in denen von oben herab mit einem Anruf solche spontanen Entscheidungen getroffen wurden wie bei mir: „Schmeiß die raus, jetzt sofort, auf die Straße, egal wie.“

Zu Hause angekommen, kam ich wieder an meine Arbeitsstelle, wo mir mein Chef, der Medizinalrat Lorenz, sagte: „Du bist ja jetzt ganz schön durch den Wind, das ist ja alles so was Verrücktes. Jetzt bleibst du erstmal vier Wochen zu Hause und dann kommst du wieder zu uns.“ Ich habe dann tatsächlich an der Arbeit weitergearbeitet, die während meiner Abwesenheit, viereinhalb Monate lang, im Tresor lag. Ich war dann wieder in der Zahntechnik tätig, was ich bis heute mache. Das Eichsfeld war damals schon – das ließ sich mit anderen Regionen nicht vergleichen – sehr, sehr mutig und auch Antragstellern gegenüber sehr ehrlich. Es gab sicher so ein, zwei Leute, die uns bespitzelt haben, aber ich durfte wieder arbeiten und habe keine negativen Einschnitte im Leben gehabt, dass ich putzen oder andere Dinge verrichten musste, die wirklich auch an die Psyche gegangen wären.

Bettina Röder: Herr Meckert, Solidarität untereinander. Sie sind verhört worden und sollten Auskunft über Ihre Mithäftlinge geben. Können Sie dazu noch etwas sagen?

Hans-Jürgen Meckert: Ich war ja nicht alleine, wir waren 15 Mann in der Gruppe. Die Namen der anderen wurden natürlich von mir gefordert, ich habe die am Anfang nicht verraten. Ich wurde vernommen, mein Protokoll wurde unterschrieben und dann sollte ich verurteilt werden. Dann kam ein neuer Vernehmer, knallte mir das Vernehmungsprotokoll auf den Tisch, fragte, was das sei, das sei Dreck. Er zer-

riss es und schmiss es in einen Eimer. Und dann ging alles von vorn los, die ganzen Vernehmungen noch mal. Ich kann mich erinnern, dass ich in der Zelle vier, fünf Tage lang Tag und Nacht stehen musste, Licht an, das war kaum auszuhalten. Ich bin ab und zu mal gegen die Wand gefallen, da haben sie von draußen an die Tür getreten, ich solle mich gerade hinstellen. Wenn ich etwas sagen wolle, solle ich bitte schön klopfen, der Vernehmer schlafe vorn im Büro und sei jederzeit für mich da. Irgendwann wurden mir dann die Namen offeriert: „Der und der war doch dabei, das weißt du doch, also komm, gib es zu.“ Da habe ich mich dann nicht mehr gesträubt. Ich habe die Namen preisgegeben, aber die waren alle schon längst verhaftet und saßen in Rostock in Untersuchungshaft. Das wusste ich natürlich nicht.

Bettina Röder: Herr Risopp, Ihre Familie ist auch mit hier. Wo haben Sie damals Solidarität erfahren?

Stefan Risopp: Es waren die Einzelnen, wie immer, die sich auch dort nicht angepasst haben, die die Arbeit niederlegten, die keine Werte mehr für den Staat brachten. Die haben mir Kraft gegeben. Aber sie haben aufgegeben. Es waren wenige, einer meiner Mitinhaftierten sitzt da unten im Saal. Wir waren isoliert inhaftiert. Die meisten anderen haben sich angepasst, nur weil es mehr Einkauf gab. Die waren immer von materiellen Vorteilen bestimmt, ob draußen oder drin. Aber diese einzelnen Mitgefangenen, die sich auch drin nicht anpassten, haben Kraft gegeben.

Bettina Röder: Vielen Dank, auch dass Sie (zum Mann im Publikum) mitgekommen sind. Ich möchte eine letzte Frage in die Runde stellen. Sie alle sind ja im Westen gewesen und interessanterweise wieder in die Orte zurückgekehrt, in denen Sie geboren worden sind. Was haben Sie in der Zeit in Westdeutschland erlebt und warum sind Sie wieder in Ihre Heimat zurückgekehrt?

Gotthold Schwerk: Dafür muss ich ein bisschen ausholen und ganz wenige Sätze dazu sagen, wie ich überhaupt in den Westen gekommen bin. Ich darf aus dem Strafurteil zitieren, schon allein wegen dieser Sprache, das war ja nicht nur die der Justiz, sondern das konnte man entsprechend auch in der Zeitung lesen. Das eine war zum Beispiel, dass ich meinen Versuch der Republikflucht angeblich „einer Schleuserorganisation zu verdanken“ hatte. Diese Organisation bestand aus meinem Bruder, der Architekt war und entsprechende grafische Kenntnisse hatte. Aber daraus wurde eine Schleuserorganisation, was ein eigener Straftatbestand war. Das klingt dann so: „Abgesehen davon, dass solche Schleuserorganisationen durch ihre Tätigkeit selbst feindliche Handlungen gegen die DDR hegen, stehen sie stets mit Spionage- und Revanchisten-Organisationen in Westdeutschland oder West-Berlin in Verbindung. Es ist auch bekannt, dass jeder Bürger, der mit einer solchen Schleuserorganisation zusammenarbeitet“, und so weiter. „Bei der Beurteilung der Schwere ist stets davon

auszugehen, dass diese Kriminalität ein Ausdruck des von Bonner Ultras organisierten Menschenhandels ist, dieser Menschenhandel von den Machthabern in Westdeutschland keineswegs aufgegeben wurde, und es ist bekannt, dass sie dabei nicht einmal vor Mord an unseren Grenztruppen zurückschrecken.“ Das in einem Urteil über einen Fall, in dem der Bruder versucht hat, einen Passierschein zu fälschen.

Ich hatte Glück, dass meine Familie im Westen lebte. Dadurch konnte ich sehr rasch Kontakt zu entsprechenden Anwälten, unter anderem Wolfgang Vogel in Ost-Berlin, knüpfen und kam auf die Liste des Freikaufs. Ich bin dann mit dem zweiten oder dritten Bus Freigekaufter in den Westen gekommen. Ich war mit meinen zweieinviertel Jahren im Alter von 21 nicht nur der Jüngste, sondern von allen der kleinste Fisch. In meinem Bus saßen 90 Prozent Häftlinge, die seit dem 17. Juni 1953 eingelocht gewesen waren und ganz andere Dinge erlebt hatten als ich. Das hat mir Demut verschafft.

Dem Freikauf habe ich zu verdanken, dass alles gut ging. Dass der Staat in einem Urteil schreibt, dass es drüben in Westdeutschland nur Verbrecher gibt, dann aber mit diesen Verbrechern ein schönes Geschäft macht und pro Häftling 40 000 D-Mark einsackte, das allein charakterisiert meines Erachtens den Unrechtsstaat besser als jedes andere Beispiel.

Ich habe dann in Münster und West-Berlin Jura studiert, war von 1974 bis 1992 in Niedersachsen Rechtsanwalt und Notar. Dann schrieb der Freistaat Sachsen Notarstellen aus und bat um Bewerbungen. Als ich das in der Fachzeitschrift las, waren darin alle möglichen Städte von Aue bis Zwickau aufgelistet, aber Bautzen fehlte. Ich schrieb dahin, wie das denn sein könne, und bekam daraufhin einen Anruf mit der Frage, ob das eine Bewerbung sei. Kurz und gut, vielleicht hatte es auch mit Midlifecrisis zu tun, ich war 48, ich bewarb mich in Bautzen. Seit Herbst 1992 hatte ich in meiner Vater- und Heimatstadt Bautzen eine Amtsstelle als Notar und habe das bis zu meinem 66. Lebensjahr gemacht. Vor sechs Jahren bin ich dann in Rente gegangen. Ich habe also immer ganz, ganz viel Glück gehabt.

Bettina Röder: Herr Risopp, auch Sie sind freigekauft worden. Warum sind Sie danach wieder zurückgekommen?

Stefan Risopp: Ich kam nach West-Berlin, bin aber nicht mit dem Bus, sondern einzeln mit der Stasi zur Friedrichstraße gefahren worden. Eine Station und dann weg. Ich habe die Haft vollständig abgesessen, manche wurden ja nach der Hälfte entlassen, weil sie Kenntnisse von irgendwas hatten, sodass man ihnen einen Teil ersparte. Mir hatten sie die Höchststrafe prophezeit und haben Wort gehalten. Drei Jahre und drei Monate war ich drin. Andere haben in Fällen wie meinem nur 18 Monate bekommen, größtenteils. Ich kam mit Freudentränen in West-Berlin an und konnte

es nicht fassen. Die Freiheit vor mir und das Ziel erreicht, das war 1986. Diese Freude damals, die kann man nicht in Worte fassen.

Bettina Röder: Sie sind dann aber doch wieder zurückgekommen.

Stefan Risopp: Das hatte persönliche Gründe. Meine Frau ist gestorben, mein Sohn war zwei Jahre alt. Ich dachte, jetzt nach der Wende ist alles gleich in Berlin, da bin ich dann weg, zurück in meine Heimatstadt Chemnitz.

Bettina Röder: Vielen Dank. Frau Bause, Sie waren aus dem Gefängnis in Berlin entlassen worden, standen im Juni auf der Straße, Ihr Mann saß noch im Gefängnis. Wie ist es dann weitergegangen?

Dorit Bause: Ich habe eine hohe Bewährungsstrafe bekommen, das war ja auch nicht ungefährlich in der DDR. So ganz frei war ich also noch nicht. Ich habe dann wieder gearbeitet und gehofft, dass mein Mann abgeschoben wird. Er hat mehrere Strafvollzugsanstalten durchlaufen, kam nach der Inhaftierung nach Cottbus, dann nach Chemnitz und dann nach Bautzen II. Bis zum Schluss stand ich immer in Kontakt mit Wolfgang Schnur und wunderte mich, wieso mein Mann, als er in Chemnitz war, nicht auf die Liste derjenigen kam, die freigekauft wurden. Die Nachfrage musste man immer an den Heimatort richten: Darf dieser Mensch auf die Liste kommen? Bei uns sagte der Kreis Worbis immer: „Nein, die Leute, die diesen ersten Protest im Eichsfeld angestoßen haben, sitzen ab.“ Damit die keine Sogwirkung haben und im Heimatort dann noch gefeiert werden. Demzufolge hatte ich Kontakt zu Wolfgang Schnur, aber es ergab sich nichts.

Ich merkte, dass sich in der DDR nun doch einiges veränderte, die Montagsdemos und letztlich die Grenzöffnung. Dieser schöne Moment der Grenzöffnung: Ich habe sehr bedauert, dass ich diesen Weg über die Grenze in den Westen in der unmittelbaren Nähe unseres Wohnorts alleine gegangen bin, zwar auch mit Kollegen und Freunden, die immer zu uns gehalten haben, aber ohne meinen Mann. Ich konnte ihn erst am 14. November 1989 in der Sonderhaftanstalt Bautzen II abholen.

Mein Mann hat natürlich die ganze Haftzeit eine sehr große Last mit sich getragen, deshalb auch die Gedichte gestern. Er hat sich immer vorgeworfen, dass ich auch in Haft war. Er hat erst mit ganz großem Abstand versucht, dass wir die Sache aufarbeiten. Erstmal ging es darum, dass wir verheiratet bleiben, und sind nach Göttingen gegangen. Dort haben wir erst einmal nicht über die Haftzeit geredet. Wir hatten das Glück, jung zu sein und die Zeit zu überstehen, ohne dass wir Kinder hatten. Und wir hatten Familien, die zu uns standen.

Das eigentlich extreme Opfer war mein Vater, der ist daran komplett zerbrochen. Der Rest der Familie hat alles einigermaßen gut verkraftet. In Göttingen haben wir bis 1991 gelebt, dann kam unsere erste Tochter zur Welt. 1993 gingen wir zurück



auf das Grundstück in Leinefelde und haben es bebaut. Da leben wir auch heute noch mit den Kindern. Dieses große Grundstück, 16 000 Quadratmeter, war der eigentliche Grund für unseren Ausreiseantrag. Es sollte enteignet werden, sollte Wohnungsbaureservefläche für die DDR sein. Deshalb war die private Existenz meines Mannes gefährdet. Er wollte das Grundstück behalten, es sollte in Familienbesitz bleiben. Nun hatten wir also das Glück, zurückzukommen, darauf zu bauen und nach der schweren Zeit der Inhaftierung noch eine Familie zu gründen, sodass wir bis heute ganz gut leben können.

Bettina Röder: Vielen Dank. Herr Meckert, auch Sie sind wieder zurückgekommen.

Hans-Jürgen Meckert: Ich habe etwas vergessen zu erzählen. Ich hatte 1987 auch einen Ausreiseantrag gestellt. Meine Ausreise wurde nach fünfmaliger Ablehnung am 5. November 1989 genehmigt. Ich sehe jetzt einige lachen. Aber wer wusste denn am 5., dass am 9. die Mauer aufgeht. Ich muss bekennen, dass ich mich an diesem Tag mit meinem Kumpels total betrunken habe, vor Freude. Aber ich musste dann erst einmal antreten. Man sagte mir, was alles noch gemacht werden müsse. Ich müsse ausgebürgert werden, die Rechte würden aberkannt, ich müsse alle meine Ge-

schwister aufsuchen und ihnen eine eidesstattliche Erklärung abverlangen, dass sie, wenn ich weg bin, nie wieder Kontakt zu mir aufnehmen. Auch bei Todesfall dürfe keiner hinreisen und keiner herkommen. Das musste ich alles unterschreiben und „einbringen“.

Dann fiel die Mauer. 14 Tage später bekam ich ein Schreiben von der Abteilung Inneres, ich solle mich melden. Ich ging hin, da saßen zwei junge Frauen, die mir sagten: „Wenn Sie wollen, können Sie jetzt schon ausreisen.“ (Lachen im Publikum) Das wusste ich auch so schon, aber als ich gehen wollte, fiel mir noch etwas ein. Der Mann, der meinen Antrag fünfmal abgelehnt hatte, war nicht im Raum. Ich fragte: „Entschuldigung, wo ist denn der Herr vom letzten Mal?“ „Das tut uns leid, der lebt hier nicht mehr, der ist in Hannover.“ (Lachen) So war das, die waren eher fort als wir. Deswegen habe ich den Mauerfall eigentlich verwünscht. Die uns schikaniert und nicht fortgelassen haben, die durften jetzt weg. Normalerweise hätte das nicht sein dürfen.

Bettina Röder: Dann waren sie weg und sind wieder nach Leipzig zurückgekommen?

Hans-Jürgen Meckert: Ja, aber erst einmal bin ich Anfang Februar 1990 ausgereist. Und da muss ich etwas erzählen, das mir auch niemand glaubt: An dem Tag kamen drei Zollbeamte zu mir nach Hause, einer war in der Wohnung, einer auf der Treppe, einer am Auto. Sie haben alles kontrolliert, alles abgesehnet, was ich einladen durfte. Dann haben sie das Auto verplombt und ich bin zur Grenze gefahren. An der Grenze wurde ich behandelt wie zu früheren Zeiten, im Februar 1990. Der Grenzer stand da, breitbeinig, Hände auf dem Rücken. Ich hatte schöne Musik an, Sinéad O’Connor, ich habe mich gefreut am Steuer, aber der sagte als Erstes: „Machen Sie die Musik aus!“ Dann hat er das ganze Auto kontrolliert, auch mit Spiegeln von unten. Was hat der gesucht? Wie ein Drogenschmuggler sah ich nicht aus.

Ich habe dann über 20 Jahre in Hessen gelebt und gearbeitet, sehr viele Freunde gefunden, es war sehr schön. Dann kam meine Tochter, die wieder in Leipzig wohnte, und sagte: „Vater, du bist ja jetzt Rentner, es wäre besser, wenn du zurückkommst, ich brauche dich hier.“ Da bin ich also wieder zurück nach Leipzig. Und das war ein Fehler. Denn sie braucht mich nicht.

Bettina Röder: Vielleicht doch.

Hans-Jürgen Meckert: Vielleicht braucht sie mich auch noch, kann sein.

Bettina Röder: Bevor ich die Runde jetzt für Ihre Fragen eröffne, möchte ich meinen Gesprächspartnern hier oben ganz herzlich danken. Für diese offenen und bewegenden Geschichten aus Ihrem Leben und dass Sie uns davon so ehrlich erzählt haben. Dafür ganz herzlichen Dank. Und jetzt sind Sie dran.

Frage aus dem Publikum: Ich bin auch aus Leipzig und bin mit 18 Jahren und zwei Monaten als Erwachsener zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil ich angeblich den Weltfrieden gefährdet habe. Und zwar habe ich aus West-Berlin, wo es auch die FDJ gab, Flugblätter bekommen, auf deren einer Seite eine Friedenstaube abgebildet war und auf deren anderer Seite stand: „Ohne uns.“ Die haben damals gemeint, die Kasernierte Volkspolizei sei keine Polizei, sondern schon eine kleine Wehrmacht. Da bin ich, ein Pazifist, in den Augen der Stasi und des Gerichts ein Kriegshetzer geworden. Mein schriftlicher Haftbefehl wurde nach zehn Tagen überhaupt erst ausgestellt – ich bin am 21. Dezember 1952 verhaftet worden, an Stalins Geburtstag, an dem wir eigentlich die Flugblätter verteilen wollten, und habe erst am 9. Januar 1953 den Haftbefehl unterschrieben, so als wäre ich erst an diesem Tag verhaftet worden. Was die DDR sich zu dieser Zeit alles geleistet hat, schon damals war es nicht das Gelbe vom Ei.

Meine Mutter schrieb dann Gottseidank dahin, dass ich ja erst seit zwei Monaten mündig sei und meine Straftaten nicht als Erwachsener begangen hätten. Ich hatte im August, da war ich noch 17, die Flugblätter geholt und wurde als amerikanischer Agent eingestuft. Ich habe dann im Jugendstrafvollzug gesessen, im Jugendhaus Dessau. Ich habe dort auch in einer Kulturgruppe mitgemacht, damit wir etwas Unterhaltung hatten.

Die Alten, die richtig im Knast waren, in Bautzen II zum Beispiel, nannten es das Kindergefängnis. Aber wir wurden dort auch genug schikaniert. Nach einem Jahr wurde das Urteil von Wilhelm Pieck auf sechs Jahre heruntergesetzt und die Staatsanwaltschaft in Leipzig hat meiner Mutter erzählt, dass ich nach zwei Dritteln der Haftzeit rauskommen könnte. Ich wusste von alledem nichts und wurde am 24. Dezember 1956 von einer Minute auf die andere nach vier Jahren und zwei Tagen entlassen. Ich hatte früh schon einen Pappteller mit einem Apfel und einem Pfefferkuchen als Weihnachtsgeschenk bekommen und mittags um zwei sagten sie: „Packen Sie Ihre Sachen, Sie werden entlassen.“

Bettina Röder: Vielen Dank. Ein Beispiel, wie Menschen in der DDR für ihr Engagement bezahlen mussten.

Frage aus dem Publikum: Das Thema heißt ja „Jung sein in der DDR“. Und es sind heute viele junge Leute hier, die vielleicht nicht genau wissen, wie es in der DDR war. Ich möchte kurz etwas über unsere Geschichte erzählen. Wir haben Gottseidank nicht im Gefängnis gesessen, aber wir stellten 1982 einen Ausreiseantrag, da ging unser Sohn in Jena in die elfte Klasse der Erweiterten Oberschule, der Spezialschule Carl Zeiss Jena. Am nächsten Tag wusste sein Klassenlehrer schon von unserem Ausreiseantrag. Von Stunde an wurde unser Sohn schikaniert. Er wurde als



Klassenspalter bezeichnet, er musste jede Woche Wandzeitung machen, er wurde vor den Schülern bloßgestellt. Dann war plötzlich sein Personalausweis weg und er kam einen PM12, also einen Ersatzausweis, der mit regelmäßigem Melden und anderen Einschränkungen verbunden war. Wir beschwerten uns bei der Polizei, die sagte aber: „Verhalten Sie sich ruhig, wir können auch anders.“ Wir waren in einer Zwangslage und wussten nicht, was wir machen sollten. Dann fuhr die Klasse auf Klassenfahrt in die Tschechoslowakei, aber unser Sohn musste einen ganzen Tag an der Grenze stehen bleiben, denn mit diesem PM 12 durfte man nicht über die Grenze und nicht nach Berlin. Das ging dann so weit, dass sich unser Sohn im März 1983 das Leben nahm.

Ich will damit sagen, was die jungen Leute heute für Freiheiten und Möglichkeiten haben und was auch Lehrer in der DDR anrichten konnten. Der Lehrer war zum Beispiel kein IM, er war einfach nur SED-Genosse. Aber auch die haben sehr viel Schaden anrichten können. Meiner Meinung nach kommt das manchmal zu kurz in der Aufarbeitung.

Wir haben dann deshalb in Jena einen weißen Kreis gegründet. Wir standen von nun an jeden Sonntag um neun Uhr auf dem Platz der Kosmonauten in Kreisen hintereinander, zum Schluss waren 200 Leute da. Nach dem sechsten Mal wurden

70 Familien aus der DDR entlassen. Auch wir konnten damals unbeschadet die DDR verlassen. Beim siebten Mal haben sich auch wieder Leute hingestellt, die nicht wussten, dass die Staatssicherheit schon seit dem dritten Mal informiert und mobilisiert war. 40 Leute wurden damals verhaftet.

Wir hatten Glück, haben die Freiheit im Westen dann sehr genossen, auch das Reisen. Heute sind wir wieder in Leipzig und beteiligen uns zum Beispiel an „Puls of Europe“, an „No Legida“ und anderen demokratiefördernden Initiativen. Ich möchte die jungen Leute hier aufrufen, sich doch auch für die Demokratie einzusetzen.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte etwas zum Beitrag meiner Vorrednerin sagen. Ich bin Sozialkundelehrer an einer Schule und fahre mit den Schülern sehr häufig hier nach Bautzen II in die Gedenkstätte. Ich sehe meine Aufgabe auch darin, junge Leute für Demokratie nicht nur zu interessieren, sondern auch zu verinnerlichen. Legida, Pegida versuche ich aus den Köpfen fernzuhalten, weil ich auch der Auffassung bin, es ist der falsche Weg. Dafür stehe ich auch ein.

Dorit Bause: Die junge Generation, die Schüler von heute und auch morgen sind neugierig, motiviert und interessiert, etwas für sich und das eigene Leben zu lernen. Allerdings ist die Methode sehr wichtig, wie den jungen Menschen etwas, beispielsweise aus der vergangenen Geschichte, nähergebracht wird. Das pure Auswendiglernen, Pauken oder das gezwungene Lernen erzielen in dieser Hinsicht nicht gerade Erfolge.

Die Schüler wünschen sich eine stärkere Perspektive der Geschichte zu ihrer umgebenden Lebenswelt. Sie sind an „Geschichte zum Anfassen“ interessiert und wünschen sich mehr authentische Bezüge zur Vergangenheit im Geschichtsunterricht und besonders zur Geschichte der DDR. Sie können durch die Arbeit und Befragung von Zeitzeugen einen Teil der Geschichte lebendig miterfahren. Die Zeitzeugen geben der Geschichte ein ganz individuelles Gesicht und berichten über ihr Schicksal. Für uns als Zeitzeugen besteht allerdings die Aufgabe darin, authentisch zu sein und offen aus unserem Leben zu erzählen. Dabei aber so wenig wie möglich zu werten, um der jungen Generation die Möglichkeit zu geben, selbst zu erkennen, was richtig, was falsch, was gut oder was böse ist.

Wichtig ist aber auch, den Heranwachsenden zu verdeutlichen, dass Freiheit kein Selbstläufer ist, dass Freiheit und Demokratie auch heute bewahrt und erkämpft werden müssen. So sehen wir uns auch in Zukunft als Mitgestalter politischer Bildungsprozesse, als Unterstützer einer Demokratieerziehung und als Vermittler von historischem und demokratischem Bewusstsein sowie kritischer Urteilsfähigkeit. Wir sollten erinnern, aber gleichzeitig auch mahnen und die Menschen zum eigenen freien Denken und Handeln anregen und motivieren.

Bettina Röder: Vielen Dank. Ich glaube, wir haben bei diesem Podium ja nicht nur gehört, welche Schicksale die Menschen erlebt haben, sondern es gibt auch eine ganz wichtige Schlussfolgerung aus all dem: „Steh auf, misch dich ein, pass dich nicht an, du kannst Dinge verändern.“ Diese Botschaft ist bis heute in unserer Demokratie unendlich wichtig, weil unsere Demokratie nur so, natürlich unter völlig anderen Umständen, Verhältnissen und Rahmenbedingungen, leben kann. In diesem Sinne möchte ich mich ganz herzlich bei Ihnen allen bedanken, bei den Podiumsteilnehmerinnen und -teilnehmern, bei Ihnen, die Sie gekommen sind, bei der Friedrich-Ebert-Stiftung für die Möglichkeit, dass hier Menschen ihre Lebensschicksale erzählen können, die uns auch für heute so viel sagen. Vielen Dank!



**Liedblatt zum Gottesdienst auf dem Karnickelberg
vor dem 28. Bautzenforum „Jung sein in der DDR“
Bautzen, am 10. Mai 2017, 16.30 Uhr**

Sonne der Gerechtigkeit

1) Sonne der Gerechtigkeit, gehe auf zu unsrer Zeit;
brich in deiner Kirche an, dass die Welt es sehen kann.
Erbarm dich, Herr.

4) Tu der Völker Türen auf; deines Himmelreiches Lauf
hemme keine List noch Macht. Schaffe Licht in dunkler Nacht.
Erbarm dich, Herr.

5) Gib den Boten Kraft und Mut, Glauben, Hoffnung, Liebesglut,
lass du reiche Frucht aufgehn, wo sie unter Tränen säen.
Erbarm dich, Herr.

6) Lass uns deine Herrlichkeit sehen auch in dieser Zeit
und mit unsrer kleinen Kraft üben gute Ritterschaft.
Erbarm dich, Herr.

*T. Christian David, 1741.
M. Böhmsche Brüder 1566*

Referent_innen des 28. Bautzen-Forums

Alexander Ahrens, Oberbürgermeister der Stadt Bautzen

Dr. Nancy Aris, Herausgeberin des Buches „Das lässt einen nicht mehr los“, Stellvertretende Sächsische Landesbeauftragte zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Dorit Bause, wegen Unterschreibens einer Petition gegen die Verhaftung von Oppositionellen 1988 zu sechs Monaten Haft verurteilt, Leinefelde im Eichsfeld

Matthias Eisel, Leiter des Landesbüros Sachsen der Friedrich-Ebert-Stiftung, Leipzig

Hanka Kliese, Mitglied des Sächsischen Landtags, SPD-Fraktion

Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk, Projektleiter Bildung und Forschung beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

Stephan Krawczyk, Liedermacher, Schriftsteller, DDR-Bürgerrechtler, Berufsverbot, Haft und Ausbürgerung 1988

Michael Kraske, Journalist, Autor, Leipzig

Alexander Latotzky, Vorsitzender des Bautzen-Komitees e. V.

Doris Liebermann, Autorin, als Studentin Mitglied der Jungen Gemeinde Jena, 1977 exmatrikuliert und im Zuge der Biermann-Proteste aus der DDR ausgebürgert

Markus Meckel, Theologe, 1989 Mitbegründer der SDP in der DDR, 1990 letzter Außenminister der DDR, langjähriger Bundestagsabgeordneter

Hans-Jürgen Meckert, 1967–70 wegen Fahnenflucht und „staatsgefährdender Gewaltakte“ inhaftiert

Stefan Nölke, Journalist, Redaktionsleiter Radio beim MDR Kultur

Lutz Rathenow, Sächsischer Landesbeauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Stefan Risopp, wegen „widerständigen Verhaltens“ und versuchter Republikflucht mehrfach inhaftiert, 1983–86 in Bautzen II

Bettina Röder, Journalistin, Redakteurin Publik-Forum, Berlin

Regina Schild, Leiterin der Außenstelle Leipzig des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

Dr. Jens Schöne, Stellvertretender Berliner Landesbeauftragter für die Stasiunterlagen, Lehrbeauftragter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin

Gotthold Schwerk, Jurist, wegen versuchter Republikflucht 1965 zu über zwei Jahren Haft verurteilt, nach 1990 Notar in Bautzen

Elke Urban, langjährige Leiterin des Schulmuseums Leipzig

Christoph Wonneberger, Pfarrer i. R., koordinierte die Friedensgebete in der Leipziger Nikolaikirche, aus denen sich die Montagsdemonstrationen entwickelten

Bautzen-Foren im Überblick

(Die Broschüren sind teilweise vergriffen, können aber über www.fes.de als pdf-Dateien heruntergeladen werden)

Nr. 1 / Stalinismus. Analyse und persönliche Betroffenheit. Leipzig 1990

Nr. 2 / Gerechtigkeit den Opfern der kommunistischen Diktatur. Leipzig 1991

Nr. 3 / Die kriminelle Herrschaftssicherung des kommunistischen Regimes der Deutschen Demokratischen Republik. Probleme der strafrechtlichen Verfolgung der Täter. Konsequenzen für den inneren Frieden des deutschen Volkes. Leipzig 1992

Nr. 4 / Der 17. Juni 1953. Der Anfang vom Ende des sowjetischen Imperiums. Deutsche Teil-Vergangenheiten, Aufarbeitung West: Die innerdeutschen Beziehungen und ihre Auswirkungen auf die Entwicklung der DDR. Leipzig 1993

Nr. 5 / Die Akten der kommunistischen Gewaltherrschaft. Schluss-Strich oder Aufarbeitung? Leipzig 1994

Nr. 6 / Wahrheit, Gerechtigkeit, Versöhnung. Menschliches Verhalten und Gewaltherrschaft. Leipzig 1995

Nr. 7 / Erinnern, Aufarbeiten, Gedenken. 1946–1996. 50 Jahre kommunistische Machtergreifung in Ostdeutschland. Widerstand und Verfolgung. Mahnung gegen das Vergessen. Leipzig 1996

Nr. 8 / Zivilcourage und Demokratie. Vergangenheitsbewältigung ist Zukunftsgestaltung. Leipzig 1997

Nr. 9 / Freiheits- und Widerstandsbewegungen in der deutschen Geschichte. Leipzig 1998

Nr. 10 / Eine Zwischenbilanz der Aufarbeitung der SBZ/DDR-Diktatur 1989–1999. Leipzig 1999

Nr. 11 / Erinnern für die Zukunft. Formen des Gedenkens, Prozess der Aufarbeitung. Leipzig 2000

Nr. 12 / Jugend und Diktatur. Verfolgung und Widerstand in der SBZ/DDR. Leipzig 2001

Nr. 13 / Recht und Gerechtigkeit. Politische Häftlinge der SBZ/DDR im geteilten und vereinten Deutschland. Leipzig 2002

Nr. 14 / Der 17. Juni 1953. Widerstand als Vermächtnis. Leipzig 2003

Nr. 15 / Verfolgung unterm Sowjetstern. Stalins Lager in der SBZ/DDR. Leipzig 2004

Nr. 16 / Opfer und Täter der SED-Herrschaft. Lebenswege in einer Diktatur. Leipzig 2005

Nr. 17 / Demokraten im Unrechtsstaat. Das politische System der SBZ/DDR zwischen Zwangsvereinigung und Nationaler Front. Leipzig 2006

Nr. 18 / Im Visier der Geheimpolizei. Der kommunistische Überwachungs- und Repressionsapparat 1945–1989. Leipzig 2007

Nr. 19 / Alltag in der SBZ/DDR. Leben in einer Diktatur. Leipzig 2008

Nr. 20 / Freiheit und Unfreiheit als deutsche Erfahrung. Leipzig 2009

Nr. 21 / Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht. Leipzig 2010

Nr. 22 / 50 Jahre Mauerbau. Vom Leben mit dem „antifaschistischen Schutzwall“. Leipzig 2011

Nr. 23 / Ein ganz normaler Staat? Legendenbildung und Verharmlosung in der Rückschau auf die DDR. Leipzig 2012

Nr. 24 / Widerstand gegen den Kommunismus. Vom 17. Juni 1953 bis zum Ende der kommunistischen Diktatur. Leipzig 2013

Nr. 25 / Aufbruch zur Freiheit. Bürgerrechtsbewegungen in der DDR und Osteuropa. Leipzig 2014

Nr. 26 / Das Bild von der DDR heute. Zum Umgang mit dem SED-Unrecht im vereinten Deutschland. Leipzig 2015

Nr. 27 / Macht und Gewalt. Zum Herrschaftssystem der SBZ/DDR. Leipzig 2016



Impressum

Friedrich-Ebert-Stiftung
Landesbüro Sachsen
Burgstraße 25
04109 Leipzig

Redaktion	Ines Eifler, Görlitz Matthias Eisel, Leipzig
Gestaltung	Thomas Glöß, Leipzig
Fotos	Gaby Waldek, Leipzig
Druck	Druckerei Friedrich Pöge, Leipzig

ISBN 978-3-95861-954-8

Eine gewerbliche Nutzung der von der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgegebenen Medien ist ohne schriftliche Zustimmung durch die Friedrich-Ebert-Stiftung nicht gestattet.

